

017

BIBLIOTHECA
Techn. Hochsch. Breslau

1/5

Sozialistische Monats- hefte



BLÄTTER FÜR NATIONALSOZIALISTISCHE
KULTUR DES DEUTSCHEN SÜDOSTENS

Maí 1936

Schlesische Monatshefte

Begeündet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südoestens

13. Jahrgang

Nummer 5

Inhalt des Maiheftes:

- Georg Thiel: Meinem Vater / Gedicht
Ernst Rinner: Von Wesen und Sprache des niederschlesischen Bergmanns
Ernst Rinner: Alter Bergmann / Gedicht
Georg Peinemann: Feierabend / Gedicht
Richard Schönfeld: Die Roomfaßlamänner
Arthur Jahr: Spaziergang am Sonntag
Dorothea Werner: Den Müttern / Gedicht
E. P. Klose: Das Dominium
Ernst Günther Bleisch: Der Ahn / Gedicht
Ernst Thiemann: Inse Pfarb / Gedicht
Heribert Gröger: Dorf und Rundfunk
H. O. Thiel: A Polier hot Durscht! / Ein ernstes Volkspiel
Karl Klings: 's Obendsternla / Gedicht
J. P. Hankowiak: Der Saufaus oder 's abgekürzte Verfahren / Gedicht
Dr. Karl Konrad: Die Judenschule
Helmut Wloka: Lehrer Holten und der Vorsager
Hans Raboth: Abendgang / Gedicht
Hans Joachim Kade st ock: Die vergessene Trommel
M. Kropf: Der Erbauer des Generalkommandos in Breslau festgestellt
Prof. Dr. Ludolf Malten: Das zwölfte Jahr / Arbeitsbericht
Verschiedenes / Schrifttum

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen am Ersten eines jeden Monats

Schlesische Monatshefte

Begründet von Dr. Ernst Boehlich

Blätter für nationalsozialistische Kultur des deutschen Südens

13. Jahrgang

Mai 1936

Nummer 5

Meinem Vater

Stets seh ich dich, von Funken wild umsprüht,
aus zäher Kraft beim Hammerschwung bemüht,
mit freudig starken, scharf gezielten Schlägen
Gestalt und Form dem Eisen einzuprägen,
das vor dir auf dem Amboss glüht.

Zwar schreit ich heut in andrer Tagesfron,
doch gilt auch mir als höchster Lebenslohn,
mit gleicher Inbrunst Glühendes zu prägen,
das in mir sprüht bei harten Schicksalschlägen,
So bin ich, Vater, doch dein Sohn!

Georg Thiel

Von Wesen und Sprache des niederschlesischen Bergmanns

Gedanken und Deutungen

Von Ernst Kinner

Wo der Hochwald stolz sein Haupt
mit des Waldes Grün umlaubt,
wo der schwarze Diamant
kommt ans Licht durch Bergmannshand:
da bist du, mein Schlesierland!

Lichtstolze Höhe und erdharte Tiefe umschließen die Klänge unseres Schlesi-
erliedes:

hohe Berge u n d tiefe Schächte —
grüne Hänge u n d qualmende Grubenanlagen —
singendes Rauschen in Wald und Feld u n d rhythmisches Dröhnen
fleißiger Arbeit.

Zweierlei Richtungen also — und doch aus einem Mittel,
zweierlei Gesichte — und doch ein Antlitz,
zweierlei Wesen — und doch aus einem Schoß:
das ist die Gestalt dieses Stückchens Erde, des Waldenburger Berglandes,
der Heimat des niederschlesischen Bergmannes.

Und die Menschen dieser Heimat sind gleich zweierlei gerichtet.

Sie steigen hinab in die Tiefe u n d hinauf in die Berge —
sie fühlen die Schwere ihres gefährvollen Berufes u n d haben doch auch
ein Gefühl für die lichte Schönheit ihres sonnigen Berglandes.

Zweierlei Sinne also — und doch aus einer Seele,
zweierlei Wissen — und doch aus einem Geist,
zweierlei Fühlen — und doch aus einer Brust:
das ist der niederschlesische Bergmann.

Mag die Verschiedenheit und Vielfältigkeit der Einzelcharaktere auch
wesentliche individuelle Unterschiede aufzeigen, trotzdem tragen doch alle
unverkennbare, gemeinsame Wesenszüge als typische Prägungen eines
Menschenschlages aus gleicher Landschaft, gleichem Erbe und vor allem auch
gleicher Arbeit — und Lebensart.

So — und nur so — ist das Wesen des Waldenburger „Kumpels“ zu ver-
stehen. Mit der „rauen Schale“, hinter der aber ein „guter Kern steckt“,
kommt man hier als Deutung seines Wesens allein nicht aus. Diese These
hat für fast jede Lebensart eines echten Arbeiters Gültigkeit. Nein: man muß
dieses Zweierlei nachfühlen können, man muß die gegensätzlichen Eindrücke
von Untertage und Obertage, die auf sein Gemüt einströmen, nachempfinden

können, dann werden für den anders Gearteten alle Vorurteile gegen die rauhe, derbe Art des Bergmanns fallen und nichtig werden gegenüber der Erkenntnis jener selbstaufopfernden, entsagenden Schicksalhaftigkeit seines Berufes, mit der er sich mutig abfindet, als einer der treuesten und besessensten Wahrer einer hohen, ethischen Pflichtauffassung, die nicht und nie sich scheut, das Leben einzusetzen, wenn es gilt, dem bedrängten Kameraden zu helfen.

Das Gleiche, was hier über sein Wesen gesagt ist, gilt auch für seine Sprache. Denn Sprache ist Ausdruck des Wesens, ist Mittel der Verständigung von Wesen zu Wesen und daran gebunden.

Nun soll an dieser Stelle aber nicht geschrieben werden von der Bergsprache (Fachsprache). Erstens besitzt sie ein Ausmaß, das allein ein Wörterbuch von mehr als 500 Seiten umfassen würde — und zweitens ist ihr Ursprung bereits im Altertum zu suchen. Der niederschlesische Bergbau hat also seine Fachsprache bereits vorgefunden und übernommen als ein festes Gefüge, das Jahrhunderte geschaffen und erprobt haben. Daran haben mundartliche „Übersetzungen“ und Beimischungen nichts ändern können. Es hat sich dabei auch nie um Neubildungen gehandelt.

Von der Mundart des niederschlesischen Bergmanns, als dem Dialekt seines schlesischen Raumes, soll hier auch nicht geschrieben werden. Denn dabei handelt es sich um ein vom Sprachgemisch der gesamten Industriebevölkerung Waldenburgs verflachtes Riesengebirgs-Schlesisch mit der Vielheit seiner typischen Redewendungen und Wortbilder. Dieser Rahmen aber umfaßt weit mehr, als die Wesensbekundungen waldenburgisch-bergmännischer Art. Von diesen allein aber soll die Rede sein; wie das Zweierlei von Landschaft und Arbeitsort — und Art als typischer Ausdruck seines Wesens sich niedergeschlagen hat in seiner Sprache.



Der Waldenburger Kumpel liebt seine Berge. Liebt sie mehr als jeder andere, weil sie ihm nach jeder Ausfahrt aus sonnenlichtlosen Schächten immer wieder neu geschenkt werden mit der tiefen Freude des Wiedersehens, die nur der versteht, der die Arbeit des Bergmanns und seine Orte kennt. Diese Liebe und Freude an den grünen Bergen unter der Sonne liegt tief verschlossen in seinem Wesen, ist verschwiegen wie jede große Liebe einem wahrhaftigen Herzen. —

„Kumm ock, Mutter, merr gieh'n a Sticka naus!“ — in diesem „naus“ — ohne Pathos und Überschwang ausgesprochen — rumort die beengte Sehnsucht, die nach Sonne und Höhen verlangt.

Und so geprächig und aufgeschlossen der Kumpel sonst ist, draußen in Feld und Wald geht er wortkarg für sich hin, — aufgeschlossen dem Wehen und Raunen, durch das er geht.

Und doch: in den bildhaften Ausdrücken für die verschiedensten Vorgänge unter Tage findet man diese Liebe ausgesprochen. Zwar nicht direkt, aber doch von ihr befeelt und bewegt.

So nennen die Bergleute den Rumpel, der die Schüttelrutschen kontrolliert, „Rutschabar“ = Rutschenbär, da er, ähnlich der tapsenden Gangart eines Bären, auf allen „Vieren“ durch die Baue kriecht.

Die jungen Burschen, die am laufenden Band stehen und die Schiefer aus der Kohle zu lesen haben, werden mit „Schiefer-Rotte“ betitelt. Hier wird das emsige, wühlende Klaben der Hände in der Kohle mit der Vorstellung an eine wühlende Ratte verbunden.

Diese stark ausgeprägte Vorstellungsgabe ist eine der hervorstechendsten Eigenarten im Wesen und in der Sprache des niederschlesischen Bergmanns. Dabei ist nun nicht allein seine Naturliebe die unterbewußte Triebkraft zu solchen Wortbildern, als vielmehr das Bedürfnis, seine licht- und formenarme Untertage-Umgebung mit sprachlichen Bildern zu beleben. Dieses Bedürfnis ist um so verständlicher, als eben gerade der Bergmann aus dem Formenreichtum seiner Berglandschaft und dem Lichtüberfluß des Tages hinabsteigt in seine engen, dunklen Fahrstrecken und Kohlenorte.

Im Waldenburger Straßennetz zum Beispiel gibt es einen „Bierhäuserplatz“ und einen „Sonnenplatz“. Diese Namen führt auch der Rumpel für seine „Straßenkreuzungen“ unter Tage.

Noch treffender und zugleich laienhaft verständlich sind die überaus plastischen und für das Waldenburger Revier gebräuchlichen Bezeichnungen für rein bergbau-technische Begriffe.

Für ein „unsicheres Hangendes“, das heißt für die Gesteinsdecke, die in Gefahr ist, herabzubrechen, sagt der Bergmann „Soargdeckel“ = Sargdeckel. Zugleich ist dieser Ausdruck ein erschütterndes Bekenntnis zu seiner gefährvollen Arbeit.

Wenn ein solcher „Soargdeckel“, ohne dabei ein Menschenleben unter sich begraben zu haben, einmal herunterbricht („es hat einen Bruch gemacht“ heißt es in der Bergsprache), dann sagt man: „der Berggeist macht Kohle!“

Im Bergbau spricht man auch von „unreinen Flözen“. Das sind Gesteins-schichtungen, bei denen eine dünne Schicht Kohle wiederholt mit einer Schicht Stein wechselt. Solche Flöze bezeichnet der Rumpel mit „Mohsammelflözen“, wobei die Mohnschicht die Kohle und die Ruchenschicht das dazwischenliegende Gestein (Mittel in der Bergsprache) vorstellen.

In dem gleichen Maße, in dem man alltägliche Gebrauchswörter zu bergmännischen Begriffen erhebt, übernimmt man auch bergbau-technische Fachausdrücke in den Wortschatz des Alltags.

„Huste a Mittel uf a Schwoata?“ fragt ein Rumpel den anderen, wenn er wissen will, ob sein Kamerad „belegtes Brot“ hat. Wie schon oben erwähnt, ist das „Mittel“ die Gesteinschicht zwischen zwei Kohlenbänken. In diesem übertragenen Sinne also der Wurstbelag zwischen den Brotscheiben. Eine andere Bezeichnung für die Grubenschnitten sagt dazu „Maalbratla“ = Mehlbrettel. Schnitten, die sich in der Hitze infolge Austrocknung krümmen, nennen sie „Saagabiegel“ = Sägebügel.

Was der Kumpel von der Arbeit am grünen Tisch hält, sagt uns die Redewendung, die er für „Zeit verlabern“ gebraucht, nämlich: „Heut hoan mer an hoalbe Stunde Bargomt gehaaln!“ — was im Verwaltungswesen „eine Konferenz halten“ bedeutet.

Schon an diesen Beispielen ist leicht zu erkennen, daß sich der niederschlesische Bergmann nicht nur einer bilderreichen, vergleichenden Sprachweise bedient, sondern auch launigen, gutmütigen Spott hineinträgt in seinen Wortschatz.

Dieser Spott, auch derber Humor, klingen uns aus noch vielen Sprachgleichnissen entgegen, die sich auf Dinge des täglichen Lebens beziehen wie zum Beispiel Essen und Trinken.

Gerade die unzählig vielen Namen für Gerichte verraten, daß für den Kumpel das Essen nicht an letzter Stelle steht. Bei seiner schweren Arbeit, bei der alle Kräfte aufgebraucht werden, ist dies leicht verständlich. Es gibt sogar ein ganz besonderes Bergmannsgericht, das nur im Waldenburger Gebiet bekannt und gegessen wird: Brühkslöße — in der Kumpelsprache „Jauchakließla“ genannt. Kartoffelbrei mit Leberwurst gehört auch zu seinen Leibgerichten. Dafür sagt er: „Wompakitte mit Sammelsäckä“. Und wenn es noch obendrauf einen alten Korn, „an Nachapuzer“ zu trinken gibt, dann sind damit schon seine höchsten Ansprüche, die er an eine Küche stellt, befriedigt.

Auf die Grube nimmt er in den meisten Fällen schwarzen Kaffee mit, der zu einem „so“ appetitlichen Vergleich wie „Neegerschweeß“ geführt hat.

Eine nähere Erklärung dieser Namen ist unnötig. Sie erklären sich in ihrer „Eindeutigkeit“ von selbst.

Auf dem Gebiete der Spitznamengebung ist er in gleicher Weise unerschöpflich erfinderisch. Der Kumpel beweist hier ganz besonders, wie scharf sein Auge und seine Auffassungsgabe durch die notwendige Aufmerksamkeit, die seine gefährliche Arbeit verlangt, auch für Dinge geschult ist, die „weniger“ mit seiner bergmännischen Tätigkeit zu tun haben: kein Fehler, keine Sonderheiten an seinem Kameraden bleiben verborgen, wenn sie der Spott herausfordert.

Bei vielen Spitznamen handelt es sich gar nicht einmal nur um grundlose Neckereien, sondern um Notwendigkeiten.

Bei der vorhandenen Häufung gleicher Namen ist oft eine klare Unterscheidung unerlässlich. Für diese Unterscheidungen sorgt der Spitzname. So ist aus der Not eine Tugend gemacht worden. Starkes kameradschaftliches Gefühl und gegenseitiges Verständnis sind dabei groß genug, daß man bei ihrer Wahl nicht engherzig zu sein braucht.

Da führt zum Beispiel eine Abteilung mehrere Bergleute mit dem Familiennamen Krause. Von denen hat der eine krumme Beine, der andere eine etwas große Nase, der dritte einen auffallenden Mund. Schon sind die Krause's unterschieden in „Krupbeeniger-Krause, Noasa-Krause, Floppa-Krause“. In einer anderen Abteilung gibt es einige Schulze. Alle haben sie Kinder: einer Jungen und Mädchel, der andere nur Jungen, der nächste nur Mädchen. Wie werden die Spitznamen lauten?: „Kindla-Schulze“, „Junga-Schulze“, „Madla-Schulze“.

Dabei fällt auf, daß bei der Verteilung der Namen die Motive für immer eine Namensgruppe aus fast immer nur einem Begriffsgebiet genommen werden: die Krause's werden durch körperliche Merkmale auseinandergehalten, die Schulze's durch ihre Kinder, andere wieder durch die Lage ihrer Wohnung bzw. ihres Hauses: „Bacha-Haue“, „Puusch-Haue“, „Satla-Haue“, „Wiesla-Haue“ usw. . . .



Es ließen sich noch ungezählte Beispiele anführen, wie in diesem Menschen-schlage Heimat und Arbeit einen Sprachschatz gehoben haben, der typische Wesenszüge trägt, mit einem unverwischbaren Ausdruck der Gemeinschaft von Menschen, die gleiches Schicksal tragen.

Die Arbeit des Bergmanns ist hart und schwer.

Unererschrockenen Mut, nimmermüde Zähigkeit und treue Kameradschaft fordert sie von jedem einzelnen.

Wie könnte seine Sprache anders sein?

Sie ist hart wie seine schwielligen Hände und das Feustel darin, grob wie das Gestein, das sie brechen, aber auch offen und ehrlich wie seine Kameradschaft, warm wie die Sonne über seinen Bergen, bisweilen auch tief und geheimnisvoll wie seine Schächte und Stollen. Sein Wesen ist sein Wort: rauhes, derbes Wort, das kraftvolle Freude ausströmt und die Sonne sucht.



Alter Bergmann

Die Sonne hält mir wie zum Dank
den warmen Tag entgegen: —
bin mit den Wolken und dem Wald
und hör' der Felder leisen Sang
auf allen meinen Wegen.

Dann aber, wenn die Tage grau,
fönt's wie aus tausend Tiesen: —
die Erde weckt mit dunkler Glut
wie welke Sehnsucht einer Frau
die Tage, die hinab mich riefen.

Ernst Rinner

Feierabend

Nun soll alles vergessen sein,
was uns bestimmt und bewegt,
die Nacht hat schon ihr edel Gestein
auf die Ströme gelegt;
der Mond zieht
in die blauen Gemächer ein,
und ein Traum fällt über die Welt, —
nun soll alles vergessen sein,
was tags uns in Banden hält.

Georg Peinemann

„Die Roomfaßlamänner“

Volkstümlicher Beitrag zu einem ausgestorbenen Beruf in den schlesischen Bergen

Von Richard Schönfeld

Es gibt heute keine Roomfaßlamänner mehr im schlesischen Gebirge. Ihre Sippe ist ausgestorben.

In unsern Gebirgsdörfern findet man aber heute noch Leute anfässig, die eine ganz besondere handwerkliche Beschäftigung treiben — eine Beschäftigung, die herauswuchs einmal aus der besonderen Struktur der dörflichen Siedlung, dann aber auch aus dem Vorhandensein des Rohmaterials, das der Gebirgswald lieferte. — Diese Leute sind Einzelgänger in ihrem „Gewerbe“, und die berufliche Bindung in einer Innung ist wohl für sie nicht vorhanden. —

Zu diesen originellen dörflichen Berufen zählen die Schindelmacher, die Lettarn- (Leiter-) und Recha- (Rechen-)macher. Der Bedarf ihrer Erzeugnisse war für die Herstellung immer noch lohnend.

Verfieht doch der Gebirgler sein Haus immer noch mit einem soliden, warmen Schindeldach. Werden doch in Scheune und Schuppen, fürs Haus und im Obstgarten kurze und lange Leitern gebraucht. Und der Rechen ist dem Landwirt ebenfalls unentbehrlich. —

Anders verhält es sich schon mit den Plumpemachern (Plumpe = hölzerne Brunnenröhre), den Teegschüssel- (Teeg = Teig) und den Schachtelmachern oder gar den Besenbindern. Ihre Handwerke sind recht selten anzutreffen oder gar dem Aussterben nahe.

Nur alte Dörfler sind es, die hier und dort noch eine derartige Beschäftigung als Erwerb betreiben. Und wenn wir Kunde davon erhalten, daß in einem Gebirgsdörflein der „letzte Schachtelmacher“ oder der „letzte Besenbinder“ zum Kirchhof getragen wurde, so wissen wir, daß sie keine Nachfolger haben werden und daß mit ihnen ein altes dörfliches Gewerbe verschwunden ist. —

Und die „Roomfaßlamänner“?

Auch das sind ausgestorbene Volkstypen des schlesischen Gebirges.

Nur das ältere Geschlecht der Landbevölkerung und der schlesischen Gebirgsstädte wird sich auf diese Leute entsinnen können.

Das sind nun an die vierzig, fünfzig Jahre her, daß die Roomfaßlamänner in den Dörfern und Städten der Gebirgskreise erschienen, um ihre Ware abzusetzen. — Wie mir Ferdinand Neumann-Hermsdorf städt. freundlicherweise mitteilt, hat er den „letzten“ der Roomfaßlamänner, der aus Hausdorf bei Cannhausen stammte, noch vor 27 Jahren persönlich gekannt. —

Ich kenne sie aus der Zeit, es sind das über vierzig Jahre her, da sie regelmäßig in den Dörfern des Volkenhainer Kreises zu sehen waren. —

Sie kamen aber auch, wie ich ermitteln konnte, in die Ortschaften des Landeshuter und des Hirschberger Kreises.

Regelmäßig, im Frühjahr und im Herbst, tauchten sie auf.

Ihr Erscheinen wurde von der Bevölkerung als „Wetterumschlag“ gedeutet. Ramen die Roomfaßlamänner im Herbst, so sagten die Leute: „De Roomfaßlamänner kumma, is werd schlecht Water!“ — Und wenn sie im Frühjahr auftauchten, hieß es: „De Roomfaßlamänner kumma, — nu werd's Summer!“

Gewöhnlich waren es zwei Männer, seltener Mann und Frau, die mit einem niedrigen, zweirädrigen Karren, ähnlich denjenigen, die unsere „Gebündelleute“ aus Hain, Baberhäuser oder Saalberg benützen, wenn sie ihr Kleinholz, „die Offiziersklaftern“, nach Warmbrunn oder Hirschberg bringen, — durch das Dorf fahren. Zuweilen half auch ein Zughund den Wagen ziehen. Auf dem Wagen lagen Hunderte von „Roomfaßlan“ in Schichten aufgestapelt. Die Roomfaßlan enthielten „Kienruß“, schlesisch „Room“ genannt.

Vornehmlich wurden die „Roomfaßlan“ in den Kramläden der Kleinstädte und Dörfer, bei den Bauern und Häuslern, auch bei den Schuhmachern und Sattlern abgesetzt. —

So ein Roomfaßla hatte eine Länge von ungefähr 25 Zentimeter, eine Dicke von 4 bis 5 Zentimeter und war aus Spänen hergestellt.

Damit der „Room“ aus dem „Fässel“ nicht heraussäubte, war das eine Ende mit einem Feszen leichten Stoffes als Deckel überspannt und mit einer dünnen Schnur zugebunden.

Der Kienruß wurde von alten Holzfällern, deren Knochen schon mürbe und zur Waldarbeit nicht mehr recht tauglich waren, in eigenen Hütten, den „Roomhütten“, gewonnen. Dabei diente ein Ofen, der für das Auffangen des Rußes mit dazu geeigneten Röhren versehen war, als „Roomküche“. Man feuerte Fichtenreisig und grünes Holz, wodurch viel Rauch entwickelt wurde. Der erzeugte Ruß wurde dann in die „Fässel“ gefüllt.

Daß bei dieser Hantierung der Ruß seine sichtbaren Spuren an den Männern recht deutlich zurückließ, zeigte sich an ihrem Aussehen. Hände und Gesicht waren geschwärzt wie bei einem Essenkehrer. Deshalb trugen die „Roommänner“ bei ihrer Arbeit auch eine besondere „Kluft“ (Kluft = Kleidung). Die Herstellung der „Fässel“ konnte in der Stube geschehen, und bei dieser Arbeit, die eine besondere Geschicklichkeit erforderte, mußten auch die Kinder helfen. Die Späne mußten in Stärke und Schnitt eine bestimmte Gleichmäßigkeit aufweisen, in der Mitte etwas breiter als an den Enden, damit sie den „Dauben“ eines Fasses glichen. Das „Fässel“ zeigte in der Mitte eine leichte Wölbung, die durch den Schnitt der Späne und deren Biegung und Zusammensetzung erreicht wurde. Damit die „Dauben“ nicht auseinanderfielen, wurden sie durch biegsame Spänchen, die als Reifen dienten, festgehalten. — Tausende solcher „Fässel“ mußten gefertigt werden. Das geschah in den Wintermonaten.

Wenn man in Betracht zieht, daß trotz der mühsamen Arbeit der Erlös aus den Roomfaßlan mit einem „halben Böhm“ oder „einem Sechser“ für das Stück doch recht niedrig war, so konnte der ganze Verdienst der Roomfaßlamänner nicht hoch sein. Und Fettlebe konnten sie dabei freilich nicht machen. Doch verdienten sie mindestens soviel wie die Handweber im Eulengebirge.

Den Vertrieb der „Roomfaßla“ besorgten jüngere Leute. Denn sie mußten ja mit ihrer Ladung meilenweit umherziehen.

Woher sie kamen?

In den Walddörfern des Eulengebirges waren die Roomfaßlamänner zu Hause; dort erzeugten sie den Rienruß, und von dort aus brachten sie die Roomfaßlan auch bis in die Ortschaften des schlesischen Riesengebirges. Tagelang waren diese Leute unterwegs, der Unbill des Wetters ausgesetzt. Der mehr als geringe Verdienst nötigte sie zu allergrößter Anspruchslosigkeit in ihrer Lebenshaltung. Und doch konnten auch diese Leute fröhlich und heiter sein.

Wie ich in Erfahrung bringen konnte, gab es im „böhmischen“ Riesengebirge aber auch „Roomfaßlaleute“, die in den Tälern um Trautenau und Hohenelbe ansässig waren. — Es erscheint nicht unwahrscheinlich, daß diese „biehmscha Roomfaßlamänner“ ihre Ware auch über die Grenze herüber gebracht haben. —

Wozu brauchte man denn damals den „Rienruß“ oder, wie er in der Dorfsprache hieß, den „Room“? so fragt man heute. —

Seine Verwendung war eine recht vielseitige. Der Maurer benützte den Ruß, um ihn dem Kalk beizumischen, wenn eine Stube „geweißt“ worden war und die getünchte Wand unten einen Fuß hoch über den Dielen den schwarzen „Rehrstreifen“ erhielt. Aber auch dann, wenn der Bauer oder der „Häuslamoan“ die Küche oder den Hausflur selbst weißte, eine Arbeit, die alle Jahre wiederkehrte, so wurde zuletzt der Anstrich mit einem schwarzen Grenzstrich und mit dem „Rehrstreifen“ versehen. Man benützte auch den Ruß zum Schwärzen von Ofentüren und Ofenrohren.

Für den Drechsler diente der Ruß als Bestandteil einer schwarzen Politurfarbe. Auch Schuhmacher und Sattler nahmen den Ruß zur Bereitung ihrer Lederschmiere.

Allgemeinste Verwendung fand der Rienruß bei der Herstellung der Stiefelschmiere. Zu damaliger Zeit war es auf dem Lande wie auch in der Kleinstadt ein allgemeiner häuslicher Brauch, sich die Stiefelschmiere selbst zu fabrizieren. Der Handwerker, der Häusler, der Bauer, jeder machte sich seine „Schukschmer“ selbst.

In einem Tiegel sammelte man alle Lichtstumpfe, das Talglicht war ja noch viel im Gebrauch, Anschlitt, ranziges Fett und ranzige Butter, Tropfwachs und Wachskerzenstummel, die man beim Kirchendiener erstehen konnte, und

ließ das alles über Feuer zergehen. Ein lieblicher Geruch entwickelte sich hierbei gerade nicht. Damit die Masse geschmeidig blieb, kam noch Fischtran hinzu. Ihre schwarze Farbe erhielt zuletzt diese Schmiere durch einen Zusatz von Ruß aus dem „Koomfakla“. — das beigeßetzte Wachs aber gab der Schmiere den richtigen „Ritt“. —

Diese Schmiere wurde dann auf das Schuhwerk aufgetragen. Das geschah mit einer kleinen Bürste, auf dem Lande meistens mit einer Hasenpfote. Weil diese „Schmiere“ das Schuhwerk wasserdicht machte, so erwies sie sich besonders nützlich bei schlechtem Wetter und im Winter. Da steckten die Füße warm und sie waren vor Feuchtigkeit geschützt.

Bauernjöhne und der Bauer selbst, wie auch seine Knechte, legten besonderen Wert darauf, ihre „Langschäfter“ mit ihrer Stiefelschmiere schön schwarz, geschmeidig und auch glänzend zu erhalten.

Sonntags, am Kirmestage, zu Fastnacht, überhaupt wenn es zum Tanze in den Kretscham ging, erschienen die Bauernburschen in Lederhosen und in ihren „frischgeschmierten“ Langschäftern, und einer musterte kritisch den andern. Auf seine Langschäfter war der Bauer stolz.

Wenn nun die Burschen ihre Mädels beim Tanz durch den Saal schwenkten, so war es unvermeidlich, daß der weite rote Rock der schönen Tänzerin die glänzenden Langschäfter des schmucken Tänzers streifte. —

Die Mädels hatten dann an andern Tage ihre Mühe, mit Soda und Seife die „garstigen“ Flecke wieder herauszubringen. Das verdroß die Mädels aber nicht; denn man freute sich ja im stillen schon auf das nächste Stelldichein, und beim nächsten Tanz im Kretscham war der bunte Rock des Mädels wieder schön sauber. —

Als eine Erinnerung an die „Koomfaklaleute“ hatte ich diese Zeilen niedergeschrieben. Und nun ist daraus „ein Bild schlesischen Dorf- und Volkslebens zu Großvaters Zeiten“ entstanden.



Spaziergang am Sonntag

Erinnerung an Eltern und elf Geschwister

Von Arthur Jahr

Spaziergänge sind eine nützliche Erfindung. Du kannst durch Feld und Wald gehen, den Spazierstock in den Rücken geklemmt, Brustkorb heraus, tief Atem holen. Das soll gesund sein, hat man dir gesagt.

Oder du kannst des Sonntags früh mit gepacktem Rucksack ins Freie eilen mit Spirituskocher, Landkarte und Wimmerholz. Nach allen Richtungen der Windrose. Mit der Bahn versteht sich.

Das können Leute, die ein oder zwei Kinder haben. Wir waren aber daheim, knapp gezählt, elf Geschwister. Wir konnten das nicht. Weil wir kein Geld hatten. Und Sonntagsrückfahrkarten gab es übrigens damals noch gar nicht.

Und nun müßte meine Geschichte wohl so fortfahren: Sie saßen zu Hause und bliesen Trübsal. Der sonntägliche Himmel machte sein freundlichstes Gesicht. Der Vater legte sich auf das federquitschende Sofa und knurrte. Und ließ den lieben Gott einen frommen Mann sein. Indessen stellten die lieben Kinderchen die Wohnung auf den Kopf.

Meint ihr? Ach nein, auch wir zogen hinaus ins Weite.

Alle Leute gingen Sonntags spazieren. Warum sollten wir es nicht auch dürfen? Wir bezahlten doch auch unsere Steuern. Also bettelten wir Mutter, mit uns fortzugehen. Arme Mutter, wir haben erst später, als wir schon halb erwachsen waren, gesehen, wie schwer es dir wurde, für wenige Stunden dich vom Haushalt zu lösen. Aber wir haben dich nie umsonst gebeten. Dank sei dir dafür!

Im Vertrauen gesagt, manchmal wären wir großen Geschwister ja auch gern einmal allein fortgegangen. Wenn in der nächsten Kleinstadt Schützenfest oder Jahrmarkt war. Oder wenn ein winziger Zirkus oder ein Karussell — Reitschule nannten wir das — sich in unserem Ort niederließen. Oder wenn sich im Dorfgasthof ein Puppentheater niederließ. Alle Kinder gingen dorthin. Was die konnten, mußte bei uns doch auch möglich sein. Aber man brauchte Geld, und Mutter hatte nicht viel. Es war verflucht schwer für uns vier Großen, die vier Groschen herauszuholen. Dazu gehörte Diplomatie, Ausdauer und Überredungskunst. Und wenn wir dann endlich unseren Groschen hatten, fühlten wir uns groß und reich und selig.

Spaziergang am Sonntag! Die Schwestern wuschen nach dem Essen auf. Wir Buben halfen ihnen abtrocknen. Vater reparierte noch schnell die Schuhe des Zweitjüngsten. Mutter stopfte noch Strümpfe. Dann wurde der korbgeflochtene Wagen geholt für das jeweils Jüngste von uns Geschwistern. Welch ein Wagen! Er wird immer in meiner Erinnerung bleiben; ich denke an ihn mit Ehrfurcht und Liebe. Er hat uns treu und ehrbar gedient in den

Jahren von 1900 bis 1912. Dann bekamen wir einen anderen geschenkt und der alte bekam seinen schlichten Abschied. Wir Buben haben uns darin gefahren. Wir wollten damals wie auch die Jungen von heute alle Autofahrer werden. Er brach das Senick. Gott ja, damals wechselten die Moden der Kinderwagen nicht so schnell wie heute. Immerhin ließ sich sein Alter nicht gut verheimlichen. Alle hatten wir in den ersten Jahren darin gegessen. Er schlingerte schon stark nach Steuerbord. Die Federn — hochbusig waren sie damals in Mode — hatten auch nicht mehr viel Puste. Wir hatten, wenn es die Mutter nicht sah, Kohlen und Kartoffeln darin gefahren. Das zehrt an der Lebenskraft eines Kinderwagens.

Los ging es! Mutter steckte einige gewaschene Windeln und die gefüllte Milchflasche unter die Betten des Wagens. Indessen trompetete der oder das Jüngste schon aus Leibeskräften zur Abfahrt. Mutter legte noch die letzte Hand an die Kleidung der nächstfolgenden Geschwister und mußte höllisch aufpassen, daß niemand die süße Milch im Wagen naschte. Das taten wir nämlich alle furchtbar gern. Im Schlund des Kinderwagens wurden ferner verstaut einige Butterbrote, etwas Zukost und eine ehemalige Bierflasche, gefüllt mit Malzkaffee.

Merke wohl! Einige Butterbrote heißt ein rašekahl aufgeschnittenes Zweipfundbrot. Brötchen wären ja schöner gewesen, aber zu teuer.

Die Mädels wurden wieder nicht fertig mit dem Anziehen, jenes Stück war zerrissen, dieses paßte nicht mehr. Mutter half überall. Vater zog sich an, gab nach links und rechts strenge Ermahnungen, dabei seinen Summikragen mit viel Qual zuknöpfend. Dann fuhr er in seinen besten Anzug. Den hatte er nun schon Jahr um Jahr getragen und er roch so vornehm nach Mottenpulver.

Langsam setzte sich die kleine Karawane in Bewegung.

Vater trug den Kinderwagen samt Inhalt die Treppen hinunter. Wir Kinder stürmten wie die wilde Jagd die Stufen hinab. Indessen zog Mutter schnell den wollenen Rock an und die Bluse, die ihr vor drei Jahren die Großmutter geschenkt, schloß die Tür ab und folgte uns nach.

Vater marschierte vorneweg. Er rauchte zur Feier des Tages eine Sechsiggarre und schlug dann und wann mit seinem Stock, den wir ehrten und fürchteten, einigen Disteln die Köpfe ab. Kein Zweifel, Vater hatte gute Laune. Hinter Vater folgte der Troß.

Der Sonnenschein lachte. Manchmal stach er auch erbärmlich, besonders wenn wir schon längere Zeit marschiert waren. Mal einzukehren und ein Glas Limonade zu trinken, würde gut tun. Alle Leute, die spazierten, kehrten ein. Dazu stehen die Lokale an den schönsten Straßen.

Vater und Mutter berieten über die Finanzen. Mutter gab endlich ihre Zustimmung und steuerte den Wagen nach der Pforte des Gartenlokals. Nun kann nicht gerade behauptet werden, daß uns der Wirt immer gern

kommen sah. Wir brauchten einen Tisch für uns, den sonst zahlungsfähigere Gäste besetzt hätten. Wir verzehrten nicht viel, so gern wir es auch getan hätten. Mutters Wirtschaftsgeld sollte die ganze Woche noch reichen.

Mutter ein Zuckerbier, Vater ein Helles. Wir Kinder je drei Mann eine Flasche Brauselimonade. Das war eine feine Sache. Das prickelte so angenehm in der Nase. Aber eklig aufpassen mußte man, daß die Teilhaber nicht zu viel tranken. Mutter mußte oft schlichten.

Familien mit weniger Kindern hatten es besser. Da tranken die Kinder jedes allein eine ganze große Flasche voll Brauselimonade. Die Glücklichen! Man denke, eine ganze Flasche voll prickelnde und so süß schmeckende Brauselimonade. Die Kinder konnten sich Bratwürste kaufen und Zuckerplätzchen und Lakritzstangen. Sie hatten Schokolade und Pfefferminzplätzchen. Sie hatten Geld. Wir hatten keins. Ihre Eltern waren fein angezogen. Sie sprachen nicht mit unseren Eltern. Sie sahen nach unseren Eltern. Sie sahen auch nach uns. Ihre Blicke zeigten Mitleid, Verachtung und Geringschätzung. Wir rochen nach armen Leuten. Auch die Kinder in Matrosenanzügen und blitzsauberen weißen Sommerkleidchen spielten nicht mit uns. Warum nur? Bestimmt hatten sie höhere Anweisung.

Wir haben im späteren Leben genügend Bratwürste und Leckereien essen können. Das gab uns Trost. Aber solche Tischnachbarn sind auch heute noch vorhanden. Man sollte ihnen das Maul stopfen.

Wir brauchten ja auch diese hochnäsige Gesellschaft nicht. Wir waren genug in der eigenen Familie, um uns unterhalten zu können. Wir zogen auf Entdeckungsreisen. Der Mutter wurde angst, was wir wieder für Dummheiten anstellen könnten. Das Kleine hatte seine Flasche leergetrunken und schlief im Wagen.

Heimkehr! Der Wagen schaukelte auf und nieder, wie ein Schifflein bei hoher See. Das Zweitjüngste saß mit im Wagen. Es war müde. Ein jüngerer Bruder wurde vom Vater getragen. Auch wir älteren Geschwister waren recht müde. Wir stritten uns um das Vorrecht, sich links und rechts am Wagen festhalten zu dürfen. Die Mutter schob geduldig den Wagen, der überlastet war, an dem wir uns festhielten. Endlich kamen wir daheim an.

Solche Vorbereitungen bedarf der Spaziergang einer kinderreichen Familie. Er bringt Freude und Genuß. Er bringt Abwechslung und oft auch Aufregung. Langweilig, wie in kinderarmen Familien ist er nie.



Den Müttern

Das Mutterglück liegt auf dem Grunde
Des Lebens, ihr Frauen!
Und so ihr nicht tauchet zum Grunde, ihr Frauen,
Und nicht zuvor
Die Kälte der Flut ihr am Munde
Gespürt und mit heißem Bangen
Wie Eisenzangen
Ihren Druck um Schläfen und Ohr —
Nie werdet ihr's schauen!

Denn es liegt ganz tief und flutüberrauscht,
Wie das Gold versunkener Schiffe,
Die hoch und leicht und segelgebauscht
In Urzeiten zogen durch Schaum und Risse.
Jahretausende gingen. Es starb das Feuer
Der lenkenden Lebenskraft.
Die Hand am Steuer
Ist erschlaft.
Und nun liegt alles am Grunde der Meere,
Was uns Menschen der Schwere
Seligkeit schafft.

Und so ihr nicht tauchet zum Grunde, ihr Frauen,
Ihr Mütter —
Nur dünne, treibende Flitter
Des Goldes werdet ihr schauen!

Dorothea Werner

Das Dominium

Von E. P. Klose

Die Leser der „Schleifischen Monatshefte“ kennen Erwin Peter Klose bereits aus seinen Erzählungen „Der Weiberhof“ (Mai 1935) und „Der Blutacker“ (Januar 1936). Nun stellen wir den jungen Schriftsteller mit einigen Abschnitten seines ersten Romanes vor: „Das Dominium“.

Des jungen Autors Werk ist die Stimme der schlesischen Landschaft und der schlesischen Menschen. Die Kraft der Landschaft ist seine Kraft, die Not der Menschen ist seine Not. Was hart und ungefüge ist an seinem Werk, das gerade zeugt für seine Gebundenheit an Menschen und Raum der Heimat. Nicht anklagen will sein Buch, sondern Herzen öffnen. Möge es ihm in der Heimat und darüber hinaus bei allen Menschen deutscher Herzen und deutschen Willens gelingen. Wir freuen uns, daß sein Buch, das in dem weitbekannten Verlag Albert Langen — Georg Müller in München erscheinen wird, damit den Weg in das große Reich gefunden hat.

Die Knechte sind jetzt in den Kammern, das Holz ist gespalten, die Stände sind mit Wasser angefüllt; selbst die Knechte sind aus den Ställen heimgekehrt.

Um den Tisch der Reilwohnung hocken die kleinen nörgelnden Kinder.

Das ist meiner! Schreien sie. — Nee, grade nicht! — Gradel — Nee, du bist tälsch! — Ich sags jetzt, Mutter! Die Trudla hat mir das Speckstückel geklaut! Trudla, ruft die Frau in den handgreiflichen Streit, wenn du stiehst, da jetzts was!

Der Ackerknecht Reil spricht: Alte, ich soll zum Stellmacher kommen, er will also das Schwein kaufen!

Will er's kaufen? Ich gehe! Das ist klar, daß ich gehe! Was wolltest du bloß erreichen? Da ist der Sanft viel zu forsch für dich! Hier is!

Der Knecht setzt sich zu Tisch, zieht den angeschlagenen Blechteller heran und nimmt sein Abendbrot. Und er erzählt: Der Leibaffe tut, als ob er wer weiß was wär! Als ob er und er wär rein gar der junge Graf.

Ich komm zeitig in den Stall, wer is do? Man denkt, man versteht sich! Nee, es stimmt, der Leibaffe is do. Nu sagt mir, is er vielleicht ein Schaffer? Und er schnüffelt am Zaumzeug herum und ruft, es wär dreckig? So? Sprech ich, mei Zeug is mei Zeug, das halt ich sauber; aber das geht dich einen Dreck an, hier hast du nisch zu suchen, bei meinen Pferden hat niemand was zu suchen außer mir. Und wenn du zehnmal eis Schloß scherwänzeln gehst! Bei meinen Pferden hat kee Mensch was zu tun! Kee Mensch!! Nun hat der Knecht geschrien, er hat die Eßgabel niedergeschleudert, — und im selben Augenblick ist er rasch zusammengesunken, die Entflammung ist verraucht, die Traurigkeit hat sich über ihn gelegt.

Reill — Jetzt reißt ihn die Frau aus der Versunkenheit; sie hat begonnen, aufzuwaschen, und redet umsichtig; Anna, besorg das Martla und Friedla eis

Bette. Bertla, mach dich auch in die Klappe. Und dann wäschst du fertig ab, Anna, und trägst das Wasser hinaus. Ich geh mit dem Vater zum Stellmacher. Sie vertauscht ihre Schürze mit einem sauberen Stück, bindet ein Tuch um den Kopf und spricht zu dem Mann: Na, komm!

Anna aber fegt die Stube aus, nicht allzu sorgfältig, unter den Betten der Eltern überhaupt nicht, da sie meint, daß es sowieso wieder schmutzig würde; und sie bringt die Kleinen in die Kammer. Die Kammer heißt Kamurke mit Namen, sie ist mit Zementfußboden und einem Fenster versehen, welches anstatt aus Scheiben aus einem alten Getreidesack besteht. Drei Betten und der Rinderwagen füllen den größten Teil der Diele. An den Mauern sind Kaiser und Engel befestigt, an der Decke Fliegenfänger. In der Nacht jagen sich die Mäuse auf der Diele, so daß die Kaiser und Engel in den goldenen Rahmen entsetzt auf sie herniederstarren.

Jetzt hat Anna das Geschirr gereinigt und ordnet alles im Schrank. Sie wischt den Tisch ab und schleppt den Eimer Spülwasser hinaus.

Anna! ruft eine Stimme hinter ihr.

Ja, es ist der junge Graf, der das Mädchen erwartet hat; nun gehen sie eilig über den Hof.

Aber der Himmel ist so schwarz, klagt sie furchtsam, wird nicht gleich das Wetter kommen?

Nicht vor einer halben Stunde! sagt er.

Aber wie es stürmt! flüstert sie.

Er antwortet: Im Park ist es fast gar nicht windig; ich hab dir auch was mitgebracht!

Mir? Was denn? Nein! Das ist für mich? fragt sie.

Ja, gefällt es dir?

Das kannst du mir doch nicht geben? sagt sie.

Doch, wenn du mir auch was gibst!

Was denn? Was willst du denn?

Doch, sagt er, wenn du mir auch was gibst!

Was denn? bettelt das Mädchen, jags doch! Ich hab doch nichts. Was hab ich nur?

Ja, sagt er; ja, ja.

Das Mädchen vernimmt es kaum; der galoppierende Wind umstreicht sie in johlendem Flug; klettert die Obstbäume hinauf, zaust die Zweige und peitscht die Blätter; mit den edlen Birnen treibt er ein wüstes Geläut, schleudert die Früchte zum Rasen hinab, springt hinterdrein, umbraust die Menschen abermals, kriecht geschäftig in des Mädchens langes Haar, rührt es zu beschwingtem Flattern auf . . . Und die Beiden gehen in verlegenem Schweigen. Er nimmt bald ihren Arm, aber es scheint, als bedürfe sie seiner schützenden Hilfe gegen den aufbegehrenden Sturm.

Möchtest du ein paar schöne Birnen? fragt er.

Dürfen wir? Der Herr Graf schimpft immer so. Er hat auch geschimpft, weil die Emmla ein paar Pilze holte.

Nein, wir dürfen! Und ihr könnt fortan Pilze suchen und das ganze Fallobst, hörst du?

Nein! Das geht nicht. Der Herr Graf!

Ich erlaube es, sagt er. Ist doch! Sind die Birnen nicht schön?

Nun kniet sie nieder und sammelt einiges Obst.

Ist doch auch! Spricht sie und wendet sich halb. Er steht zu ihrem Rücken; stumm steht er; seine Hände sind kalt. Er mißt sie mit bittenden Blicken. Und lange schaut er das Mädchen an.

Ist doch auch!

Ja! antwortet er und tritt hinan.

Und er starrt nieder. Er hat sie erreicht; seine zitternden Knie berühren sie leicht.

Nun hat er sie jählings angefaßt und hat sie niedergerissen. Sie fällt mit leisem, ängstlichem Schrei; der Boden entgleitet den Füßen.

Und er preßt seine Lippen auf ihr Gesicht. Und sie stößt ihn mit wehrenden Händen; aber sie streitet den Suchenden nicht und läßt ihren Widerstand enden . . .

Er preßt sie fester.

Sie schreit: Du sollst nicht!

Eine Weile vergeht . . . Der Sturm treibt sein wütendes Spiel, er jächt die Bäume hinauf und fährt in der Gräser erschreckendes Gewühl . . . Eine Weile vergeht.

Und sie schreit: Wenn's die Leute ahnen!

Kein Mensch weiß es! antwortet er.

Und er bittet. Und spricht ihren Namen.

Das Mädchen liegt lang ausgestreckt im heulenden Wind, von zaudernden Händen zugedeckt gegen den Wind.

Ihr Herz ist seinen Reden geneigt.

Aber sie schüttelt den Kopf und schreit: Nein!

Anna! spricht er, wir sind doch allein!

Immer heftiger wird der Sturm.

Betörender wird sein Reden, bis er ihre Gedanken zerbricht.

Willenlos jammert sie: Ich weiß nicht!

Dann dröhnt ein Schuß.

Jawohl, ein Schuß.

Ein Schuß ist in die sinkende Dämmerung eingefallen; wer wagt es zu dieser Stunde, im Dark eine Kugel zu lösen? Kein Mensch als der Graf hätte die

Berechtigung, wenn er etwa ausgezogen wäre, um Hechte für den Sonntag zu erlegen. Wer hält sich am Fluß auf? Zwei Männer stehen beieinander; sie haben angehalten und regungslos in die Wellen gestarrt. Dann hat sich der Inspektor gemächlich gebückt, der Graf hat sein Gewehr über Herrn Breilers Rücken gelegt . . . und er hat gezielt . . . Jetzt lärmt also der Schuß in die Dämmerung, der aufrührerische Sturm trägt in dienstfertigen Armen sein Getöse weit in die Umgebung. Und der Graf wirft die Waffe von sich; er blickt erzürnt, er schreit: Herrgott! Sie haben wieder nicht stillgehalten; es geht wirklich nicht mehr! — Und er eilt zum Gefährt und gibt das Kommando zur raschen Heimfahrt.

Inspektor Breiler steht verworren herum und stapft schließlich mit mürrischen Schritten den kürzesten Weg durch den Park, auf den gräßlichen Gutshof zu. Inspektor Breiler ist kein Bauer mehr. Ein Bauer wird niemals als Jagdbegleiter benützt, nimmer als niederkniennde Stütze für einen bequemen Herrn.

Inspektor Breiler hält unversehens an und horcht in die Büsche.

Er nähert sich um einen zaghaften Schritt und zögert bestürzt, er lauscht; jetzt heßt er in großen Sätzen, er umläuft ein Gesträuch . . . Und er schreit ein wenig.

Und er faßt das Mädchen grob an den Armen und reißt sie vom Boden auf . . . Sie schluchzt und sie taumelt; dann rafft sie sich auf und wankt durch die Stämme.

Der Inspektor blickt den jungen Grafen an. Aber Egon wendet sich schwer und geht müde und stumm.

Da bricht Breiler gleicherweise auf, ungestüm stapfen seine Füße, gelangen in den Hof und hallen auf den Pflastersteinen. Er klopft an den Fenstern, die Stube ist verfinstert; er ruft den Knechtswomen. Endlich erscheint eines der kleinen Mädchen; verängstigt späht sie heraus und flüstert: Der Vater ist gar nicht da, die Anne ist auch weggegangen. Wir sein ganz alleinel

Wo ist der Vater? fragt der Inspektor.

Beim Stellmacher, sagt das Mädchen.

Er soll zu mir kommen, hörst du? Beim Stellmacher ist er? fragt der Inspektor.

Ja, beim Sanft; flüstert sie. —

Zur Stunde, da Frau Stellmachermeister Sanft einen blümleingezierten Blechkrug auf den Tisch trägt und ein jedes seine Tasse füllt, verklingt der letzte Lärm über das Schweinegeschäft. Der Stellmacher treibt nebenhin einen Handel, aber er ist gleichwohl ein Untertäniger des gräßlichen Herrn, er ist ein Hofhandwerker.

Die Keiln ringt die Arme und ruft: Es wär ein kloßiges Stück Vieh!

Er sähe es ein und wolle ja vierzig geben! erwidert der Stellmacher.

Fünzig gibst du!

Ich bleib bei meinem Gebot.

Nu, dann lassen wir es.

Ich sag nicht, daß ich's nicht will!

So, was denn da?

Es ist mit fünfundvierzig bezahlt, Reiln!

Lassen wir's bleiben, Nupper.

Na, dann werd ich's morgen früh holen lassen, weil du es bist, Reiln!

Frau Stellmachermeister Sanft sitzt zur Seite des Ackerknechtes und bedient ihn mit Kaffee und hört ihm gefällig zu. Denn der Reil hat seine verdrehte Stunde. Na ja, spricht er bedrückt, der Vater war schon, aber der Großvater, heißt es, hat noch ein kleines Gut gehabt. Ja, sie schuldeten damals dem Dominium Dienste, heißt es, sechs Tage Spanndienst in der Woche; und die eigenen Felder verkamen. Und dann fiel das Gut ans Dominium, das Land war weg, man is Knecht geworden. Die Pferde sein weg, das Haus is weg, die Ställe sein weg. Was hat man noch? Na ja, man is Knecht. Und was liegt denn zwischen den Gärten und den Feldbahnschienen, liegt da nich ein schönes Stückel Land? Der Ruhacker; er läge zu abseitig, heißt es, es verlohnt sich nich zu säen und zu ernten . . . Könnst man nich den Ruhacker pachten? Man steckt Frühkartoffeln, die sein im Frühjahr gut bezahlt. Ja, dann wird gleich nochmal gegraben, Blumenkohl und Kraut wird gepflanzt. In zwei, drei Jahren kann man den Süßkow fragen: Was kostet der Ruhacker? Hier is bar Geld . . . Na ja, aber so is man Knecht. Man gehört auf die großen Acker. Stehst du etwa auf und meinst: Heut gehn wir auf den Ruhacker, wir werden ihn umgraben; sprichst du so?

Wie fängt denn ein Tag der Knechte an? Die Knechte sind gehorsam und vergessen die Süchte nach Gärten und eigenen Feldern, sie ziehen auf die unermesslichen Acker. Und die Pferde trappen unentwegt, sie erfordern nicht einmal Hüh oder Hott, wenn sie kluge Tiere sind. Und sie sind klug. Man ist bei ihnen von der Frühe bis zum Abschied des Abends; zwar sind sie im Grunde gräßliche Pferde, aber für alle Zeit der Knechtsjahre bleiben sie dem Ackerknecht zugeordnet. Eise, spricht der Reil; das Pferd wendet den Kopf, es weiß, der Name ist ihm zugelegt, und es weiß auch, wer da ruft, das ist der einarmige Knecht. Pferd und Knecht sind eins. Über die Pferde ist der Knecht ein wirklicher Bauer; hier sind Aufseher und Inspektor und Graf so maßlos entfernt, daß der Herrgott ganz allein bei ihnen weilt. Und nun kommt einer; er schnüffelt im Pferdestall, um für seinen Herren Ordnung zu gebieten, und er stellt sich zwischen Knecht und Pferd, ja, er drängt sich zwischen Scheinbauern und nahen Herrgott, er reißt dem Knecht das letzte bäuerliche Gut aus den Armen; muß der Knecht nicht aufbegehren? Schreit denn einer nicht, dem das letzte Gut verlorengeht? Der Knecht schreit. Ja, und nun lärmt auch das Knechtsweib. Dieser elende Kruppl schreit sie, wer is es denn? Wer kriecht denn im Schlosse rum? Wer spitzelt um uns? Wer lochert im Pferdestall? Nicht der Leibaffe? Der Teufel vielleicht? Dieser Hund, dieser Hund!

Juju, Keiln, befänftigt sie Stellmachermeister Sanft; laß ihn ock! Du kannst nißcht machen. Hältst du nich das Maul, plautz! liegst auf der Straße und frißt Pferdedreck . . . Na, gehn wir eins saufen!

Und der Ackerknecht?

Der alte Keil hockt eingesunken am Tisch; kaum hat er den Ausbruch des Weibes vernommen. Er starrt geradehinaus und bleibt stumm.

Frau Sanft geht zur Ruh; und das erregte Knechtsweib zerrt den Knecht hinaus, mit ihnen stapft der Meister Sanft; sie gehen zum Wirtshaus und stemmen sich gegen den mürrischen Sturm.

Sie steigen die Stufen hinauf in die Kneipe, das Knechtsweib und der Stellmacher Sanft; — allein der Ackerknecht ist stehengeblieben. Er gibt keine Antwort auf die Einladung der Frau, nein, jeßt hat er sich gar abgewendet und schreitet versunken und grüblerisch durch den heulenden Sturm, der das Rollen des ersten Donnerschlages über die Ebene treibt.

Keil ist willenlos die Straße geschritten, er hat die Einfahrt in den gräßlichen Gutshof genommen, geht stumm und wesenlos am Haus des Inspektors vorüber.

Der alte Keil ist in sein Bauerngut gegangen, auf den kleinen verkümmerten Knechtsacker, den Garten. Die Acker der Knechte sind umzäunt. Die Acker der Bauern sind niemals von Zäunen umgeben, die Pfähle würden nicht ausreichen, um ein beträchtliches Bauernfeld einzugrenzen. Diese Knechtsgütlein dehnen sich wahrhaftig nicht weit; ein Sperling tut einen Sprung darüber, ohne die Flügel zu rühren. Aber ein Bauernfeld schwingt der Sperling seine Flügel tausendmal.

Das sind die Knechtsäcker.

Der alte Keil hockt an der Erde und einzelt späte Aßtern . . . Diese Aßtern hat er jüngst mit eigener Hand gesät, ohne den geringsten gräßlichen Befehl; er hat Furchen gezogen, aber der Inspektor stand nicht dabei, um die rechte Breite anzugeben. Die Arbeit geschah nach Gutdünnen. Darauf hat er Wurf um Wurf gesät, mit dieser Hand. Er sät am liebsten Blumen. Die Körnchen keimen, die Samen gedeihen mit jeder Sonnenstunde, die Pflänzlein klettern herauf, und der Knecht betrachtet sie. Das schlägt völlig gegen die Gewohnheit, der Knecht ist zugegen von der Saat bis zum zaghafsten Keimen, über das gänzliche Sprießen bis zur Blüte in späterer Zeit. Und nun meint der alte Keil gewiß: Es ist an der Zeit, sie zu einzeln!

Wie froh spricht er das?

Ist er vielleicht ein Bauer, der da sagt: Es ist an der Zeit, zu einzeln; der Herrgott hat die rechte Zeit bestimmt, die rechte Stunde bestimme ich!

Zwischen Bauer und Herrgott befindet sich niemand. Zwischen Knecht und Herrgott befinden sich viele Aufseher, ein Inspektor, ein gräßlicher Herr. — Aber in seinem Garten ist der Keil ein Bauer; und ihn regiert ausschließlich der Herrgott mit seinen Sonnen und Wetterwolken, wie es dem rechtmäßigen Bauern zukommt. Und so spricht er wirklich froh:

Es ist an der Zeit.

Der Ahn

Der Ahn schritt mit dem harten Gesicht
Der Bauern seinen Acker ab.
Er stand in Sorge um die Saat
Achtzig gesegnete Jahre lang.

Ernte bracht' er um Ernte ein;
Das Brot war karg, das Brot war reich.
Nie ruhten seine Hände eher,
Denn die Frucht war in der Scheuer.

Er war mit dem jungen Hahnschrei auf
Und wachte als Lehster im späten Haus.
Es ruhte der Segen auf seinem Werk:
Gott war mit ihm, und Gott war gerecht.

Der Ahn ging mit dem schweren Schritt
Der Bauern seinen Acker ab.
Er führte des Säers heiligen Kampf
Achtzig gesegnete Jahre lang.

Ernst Günther Bleich

Inse Pfarb

Von Ernst Thiemann, Bunzlau

Mir honn a Pfarb, a prächtiges Pfarb!
Zweehundert Coaler is's wart
Inse Pfarb!
Ihr werds ju Jahn!
Tuffzig honn mir salber gegahn. —
Natürlich, die neid'scha Rupperrn, die frecha,
Die sprecha:
Mir brauchta kee Pfarb zu da Poara Gewenda. —
Suchmufft wiärsch ock, — de Rühhe, die kennnda. —
Die lumpiga Fleckla nooch mitte dermachta. —
Doas sein halt Sacha. —
Woas sull ma zu ju am Sequotsche seun?
Mir honn doch zum Pfare an nooch an Wenn!
An' kleene Scheese, mit dreia Sißa!
Wenn mir ju eim Durse nunger plißa
Mit'm guda Geseherre
O Herre,
Denkt moncher, wenn as nie wissa tutt,
Mir hätta a Gufft!
Inse Pfarb ies an' Stutte
Vo gudem Blutte!
Zum Hengste tun mer se nimmie ziehn. —
Dar soag se sich oa — und do ließ a se stiehn. — —
Mir hotta ins freilich schunt lange eim stilla
Gefreit uff a Zilla!
Die Huffsung ies ja nu leider aus.
Mir macha ins aber o wetter nisch draus.
Acker honn mer reen dreißig Murja,
Die tun mir mit insem Pfarde besurja —
Und anne Fuhre ju drungernei,
Die bringt halt o a Poar Biema ei. —
Natierlich wiel ju a Viech o frassa!
Uff Hoawer und Hei ies doas Luder versassa!
Aus Siede macht sich inse Liese nisch draus, —
Die schnorcht se baale zer Krippe naus.
Ja freilich, wenn mir kee Pfarb nie hätta
Und insa Hoawer verkeesa tiäta —
Und tiäta is Hei a Rühha gahn, — —
Ach Unsinn, do denka mir goar nie dron.
Woas söllte mer an mit derr Scheese macha?
Na — und die Leute, die tiäta lacha,
Wenn mir dann wieder a Steckta niähma
Und zum Buchamorte geluffa kiäma. —
Nee, — wäger a Rupperrn? — Doas wiärsch a wart!
Sch groade zum Pussa: Mir behaln inse Pfarb!

Dorf und Rundfunk

Ein neuer Weg zur Dorfgemeinschaft

Von Heribert Gröger

Wer mit einem Mikrophon auf Jagd nach volkskundlichen „Sensationen“ in ein Dorf ginge und sich dort auf seine Opfer stürzen wollte, dem bliebe das Geheimnis „Dorf“ unenthüllt wie ein verbotenes Land. Das Volkstum kennt keine Schaunummern, die man auf Wunsch zusammenstellen kann. Es lebt vielmehr als magischer Impuls im Volke. Wollen wir in sein Wesen dringen, soll es uns seinen geheimen Kern enthüllen, müssen wir ihm mit Liebe nahen. Um nicht nur einzelne Originale, wie es bisher mit Glück gelungen ist, sondern eine ganze Dorfgemeinschaft vor das Mikrophon zu bringen, da muß ein anderer Weg gegangen werden. Wir Funktschaffende sehen hier im Dorflehrer unseren besten Freund und Mitarbeiter. Er dient, wenn er das geistige Band zwischen Dorf und Rundfunk knüpfen kann, nicht dem Rundfunk allein, sondern vor allem seiner Dorfgemeinschaft, wie ja der heutige Rundfunk seine Aufgabe in demselben Dienst am Volke sieht und nicht Selbstzweck ist. Wenn der Reichssender Breslau die Dorfgemeinschaft dort, wo sie bereits ein starkes Eigenleben entfaltet, zu Sendungen heranzieht, so tut er es deshalb, weil er von dem Willen beseelt ist, den ganzen schlesischen Raum zum Senderaum zu machen. Nur so wird einmal zur Tatsache, daß jeder einzelne Volksgenosse sich hineingestellt sieht in einen Aufgabenkreis, der nicht von einzelnen, sondern nur von der Gemeinschaft künstlerisch gelöst werden kann.

Einen glücklichen Weg hat der Reichssender Breslau darum beschritten, wenn er sich zunächst an das Dorfkind gewendet hat, um zur Dorfgemeinschaft zu kommen. Das Kind ist nicht nur das verbindende, gemeinschaftsbildende Element zwischen Mann und Frau, sondern auch zwischen allen Menschen, die durch äußere Lebensbedingungen zusammengeführt sind. Die Rundfunksendungen der Kinder waren tagelang das Dorfgespräch. Alles, was keinen eigenen Apparat hatte, traf sich am Tage der Sendung im Tanzsaal des Kretscham beim Gemeinschaftsempfang. Dabei mag in den Herzen der Bauern vielleicht der Wunsch rege geworden sein, auch einmal eine Sendung zu versuchen. Freilich, ehe es soweit ist, gibt es viele innere Hemmungen zu überwinden. Schließlich gelang es uns im Februar dieses Jahres, die gesamte Dorfgemeinschaft von Sauerbrunn vor dem Mikrophon in einer einstündigen Sendung zu vereinigen. Der Lehrer Otto Zimmer, dem das Zustandekommen dieser Bauernfastnachtsendung durch seine große Vorarbeit hauptsächlich zu danken ist, erzählt uns folgendes:

„Rechts der Oder ist in manchen Dörfern noch der Fastenbär unterwegs. Er wird an einem Strohseile geführt und von Musikanten in Bewegung gehalten. Er tanzt um fetten oder um süßen Lohn. Nicht umsonst ist er lebendig geblieben. Er gemahnt sein Dorf an das größte Freudenfest des Bauernjahres. Nur die Kirmes und das Erntefest können da Schritt halten.

Wo der Bär brummt, da brummt am Abend auch die „Kumpelkuh“ (Streichbaß). Da tut sich das Dorf zu fröhlichem Tanz, zu Lied und Spiel zusammen. Da tummelt sich in jedem Dörfler irgendeiner von den längstverblichenen Alten: der Erbsaß, der Altenteiler, der Großknecht, die Kleinmagd. Und zugleich erwacht in jedem tanzenden und wirbelnden Leibe die ewige Bauernkindheit, der derbe, schlichte Spaß, die übermütige Freude. Als nun der Rundfunk sich bei uns angemeldet hatte, um mit dem Mikrophon einmal an den Tischen der Bauern zu horchen, was da erzählt wird von alten Zeiten, von Späßen und Schwänken, und dabei zu sein bei Bärenumzug und Kretschmantanz, da machte ich zuerst bekannt, daß mit diesem Besuche jeder Dorfbewohner gemeint sei, daß der Rundfunk zu jedem einzelnen käme. Jeder solle darum mitmachen. Wir haben dann einen Sprechabend abgehalten. Dabei haben wir die „natürliche Gliederung“ beibehalten, das heißt die Leute setzten sich nach alter Gewohnheit in „Porten“. Die Gutsleute für sich, die Bauern für sich und die „Dorfgewaltigen“ für sich. Damit soll keine stolze Trennung gemeint sein, aber jeder fühlt sich bei seinesgleichen am wohlsten. Dann habe ich die allgemeine Richtung angegeben, in welcher sich die Gespräche bewegen müßten. Nun schwieg ich und wartete, was die Männer und Frauen sich unter der gestellten Aufgabe denken würden. Da ging es auch gleich los. Jeder suchte seinen Beitrag zu liefern. Altes Brauchtum, alte Redensarten, Arbeiten und vieles andere wurde vorgeschlagen. Dabei war zu beobachten, wie viele sonst ganz Zurückhaltende großen Eifer zeigten, um ihre Kenntnisse vom Brauchtum zu beweisen. Viele unbekannte Einzelheiten kamen da zutage. Der Dorfsälteste, der im Auszuge lebt, weil er sich eben zu den „Ausgelebten“ zählt, will sich noch einmal im „Rundfunk reden hören, ehe er die aalen Augen zumacht“. Da fragt er immer wieder wie ein Kind: „Habe ich's richtig gemacht? Hab' ich was vergessen?“ Die „aktiven“ Bauern sind selbstbewußter: „Dos warn mer schunt macha! Die Hörer sull'n amol marken, wie mer werklisch sein!“ „Nu sein inse Kinder schunt im Rundfunk gewasen“, meinte einer, „nu kumm mer auch Jugor dron! Dos is an Erinnerung zeetläbens!“

Zum Dorfe gehören alle, die Großen und Kleinen, die ohne und die mit Acker, sofern jeder nur wirklich in der sicheren Enge des Dorfes zu Hause ist und nicht darunter leidet, alle Vorteile kennt und die Nachteile übersieht. Man muß bewußt „hier sein“. Im Dorfe gilt noch der einzelne und seine Eigenart, das einzelne Wort, das einzelne Geschehen. Hier sitzen nicht lauter Nummern beisammen, sondern lauter Köpfe, wunderliche, kluge, einfältige, schlaue und andere mehr. Das Dorf ist aber auch eine Gesamtheit, wie sie fester und dauernder woanders nicht mehr möglich ist, und dies kommt bei unserem Dorf-Rundfunk auch zum Ausdruck. Man konnte beobachten — und das war die schönste Entdeckung —, daß im Dorfe noch viel mehr kindhafte Menschen wohnen, als man glaubte, die sich freuen können wie übermütige Böcklein, wenn die Last des Tagewerkes von ihnen abfällt. Freilich gibts auch Schwierige, aber diese sind dem Bauerntum entfremdet und städtisch unzufrieden.

Daß der Rundfunk das kleine Dorf und eine Handvoll Einzelbauern so ernst nimmt, das beweist seine ernste, verantwortungsbewußte Einstellung zum Bauerntum, da es im Begriff steht, sich neu zu bilden. Für Allotria und importierte Stadtunterhaltung ist es zu schade. An diesem Beispiel ist mit Absicht einmal ausführlich gezeigt worden, welche reiche Einzelarbeit geleistet werden muß, um eine solche aus dem Geist der Gemeinschaft geborene Sendung zu gestalten, die nicht als ein einmaliges Geschehen verfauscht, sondern kraft der Liebe, mit der sie aufgebaut wurde, Liebe und Begeisterung zu ähnlichem Tun zu erwecken vermag. Eine Rundfunksendung, die ein Dorf in solcher Weise zu gestalten vermag, ist ein Gradmesser für die Tiefe seines Gemeinschaftslebens. Liebe auch zu den kleinen Dingen des Lebens, unermüdlige Geduld zu ihrer Gestaltung bei den vielen Proben und einen nicht unterzukriegenden Glauben an die Sache, das alles gehört nun einmal dazu. Und wohin führt schließlich die Aufwendung all dieser Laienarbeit? Sie führt zur Befreiung der Seele, die im Alltag an die tausend Dinge der Notwendigkeit gefesselt ist, weil sie zur Freude führt und damit zu neuer Kraft. Das freudige Echo, das unsere Dorfsendungen immer gefunden haben, ist der schönste Beweis, daß der beschrittene Weg richtig ist. Überall dort, wo bereits ein Lehrer mit seinen Kindern Spiele und unterhaltsame Abende für die Bauernschaft erarbeitet hatte, fanden wir eine Fülle wirklich rundfunkgeeigneter Ideen vor. Was solche Spiele, die das Dorfkind gestaltet, in der kindlichen Seele für Aktivität schaffen, mögen einige Aufsätze bezeugen, die der Lehrer der Schildauer Schule im Anschluß an die Sendung „Die heiligen drei Könige auf dem Dorfe“ von den Kindern, die das Spiel aufführten, schreiben ließ.

Wir stehen vor dem Mikrophon

Ich war sehr neugierig, wie das Mikrophon wohl aussehen würde. Meine Freundin meinte, es sei so ein ähnlicher Kasten wie der Lautsprecher. Auf einmal ging die Tür auf und herein kam ein Mann, der brachte einen Ständer. Das konnte das Mikrophon doch nicht sein. Nun warteten wir auf den großen Kasten. Aber wie erstaunt waren wir, als es hieß, die Sendung soll gleich beginnen. Also mußte der Ständer doch das Mikrophon sein. Nun fing ein Gehuste und Geschnupse an, denn während der Sendung durfte nicht gestört werden. Wir probierten erst aus, wie nahe man an das Mikrophon zum Sprechen gehen muß. Ein neugieriges Kind wollte richtig hineinkriechen. Nun ging es los. Da packte uns auf einmal die Angst. Wir dachten daran, daß uns jetzt ganz Schlesien hört und daß unser Spiel vor allem zu Hause gehört wird. Da kam plötzlich der Lehrer leise zu mir gelaufen und drückte mir ein Glöcklein in die Hand. Ich wußte ja gleich, was ich damit anfangen sollte, denn jedesmal, ehe ich sprach, mußte ich klingeln. Ich dachte daran, was geworden wäre, wenn ich das Glöcklein nicht gehabt hätte. Plötzlich bekam ich ein Zeichen. Für den Augenblick wußte ich nicht, was das bedeuten sollte, aber dann fiel mir ein, ich muß mir das Glöcklein zurechtmachen, denn ich komme gleich dran. Ich tat es so vorsichtig wie möglich, aber klingkling, da ging doch ein Ton verloren. Es machte sich jedoch nicht

sehr bemerkbar. Als nach vielem Schwitzen die Sendung vorüber war, war uns allen leicht ums Herz und zufrieden traten wir den Heimweg an. Ein Junge schildert das Erlebnis, wie er sich selbst zum ersten Male im Rundfunk hört. (Die Sendung wurde von Schallplatten abgespielt.)

Ich höre mich im Rundfunk

Als wir am Sonntag nachmittag unsere eigenen Stimmen im Rundfunk hören sollten, saß ich schon zeitig am Gerät und zitterte, als ob ich noch einmal spielen müßte. Nun kam endlich der Augenblick, wo der Reichsender Breslau den Kinderfunk ansagte. Zuerst wurde beschrieben, wie die Spieler ausgeputzt waren: König Herodes — und der war ich — hatte eine Husarenuniform an. Die andern Spieler gingen auch fein geschmückt. Bald kam ich dran, ich wurde schon feuerrot. Als die drei Könige gesprochen hatten, erhob sich meine Stimme. Sie war mir zuerst ganz unbekannt, aber nach langem Sprechen kannte ich mich doch heraus. Meine Stimme war stärker als die der anderen Spieler. Die Freunde erkannte ich dann auch. Als die eine Stelle kam, wo ich mich versprochen hatte, wurde ich richtig blaß. Ich hätte mich am liebsten verbessert, aber so oft ich auch anfangen wollte, es ging doch nicht. Ich merkte sofort jeden Fehler bei mir, jede Silbe, die ich vergessen hatte. Als es um das Ende ging, schwitzte ich so, als ob ich jetzt erst ins Mikrophon gesprochen hätte. Als dann Schluß war, dachte ich, jetzt werde ich aber von meinen Leuten mein Fett bekommen. Ich habe ihnen aber gleich klar gemacht: „Wer Radio hört, für den ist es leicht. Aber wer ins Mikrophon sprechen muß, der weiß, was das für Mühe und Schweiß kostet.“

Wenn wir solche Bekenntnisse kindlicher Seelen zu uns sprechen lassen, müssen wir immer daran denken, daß aus unseren Kindern einmal große Rundfunkhörer werden. In dem Maße, wie es uns heute gelingt, die Kinder als aktiv Mitgestaltende zum Rundfunk heranzuführen — nicht nur als passiv Hörende — wird das kommende Geschlecht anders als das heutige mit dem Problem Rundfunk sich auseinandersetzen können. Das, worum wir heute ringen, um den wahren Volksfunk zu schaffen, wird ihm einmal eine Selbstverständlichkeit sein.



A Polier hot Durtscht!

Ein ernstes Volksspiel von H. D. Thiel

Das Stück schildert eindringlich die Nöte einer Familie, die durch die Schuld des dem Alkohol verfallenen Mannes Hunger leidet und zugrunde zu gehen droht. Das vorbildliche Verhalten einiger Arbeitskameraden, das Wiedererwachen der Scham vor seinen eigenen Kindern und seiner Frau läßt den Mann sein Vaster überwinden und als achtbarer Vater wieder in den Kreis der Seinen zurückkehren. Daß eine kleine Erbschaft der Familie schließlich eine Siedlung ermöglicht, ist als „Ende gut — Alles gut“ in dem Stück durchaus nicht so wichtig, sondern unterstreicht nur gelegentlich das Glück, das in der inneren Umkehr eines Menschen eine tiefere Bedeutung fand. — Als Beispiel lebensnaher Gestaltung sei untenstehendes Bild gebracht.

2. Bild

Wohnstube des Poliers. Sie enthält nur die notwendigsten Einrichtungsgegenstände: Tisch, Stühle, ein Schrank, ein sogenanntes Brotschränkchen, eine Kommode. In einer Ecke steht ein Bett, in der andern ein Rachelofen, in dem auch gekocht wird, am Fenster eine alte Nähmaschine. Auf den Fensterbrettern stehen blühende Pelargonien, die die Pflege der Hausfrau verraten. An den Wänden hängen ganz einfache leicht gerahmte Bilder, ungerahmte christliche Hausprüche und eine einfache Uhr mit Perpendikel und Gewichten.

(Die Mutter und ihre Kinder)

Mutter (sitzt am Fenster beim Hosenflicken und Strümpfstopfen).

Hans (kommt aus der Schule, wirft den Schultornister in die Ecke): Mutta, ich hob Hunga, gib mir ne Schnitte.

Mutter: Ich hob keen Brot mehr, Junge. Du mußt worten, bis der Wota heemkummt und Geld bringt.

Hans: Ich hob Hunga. Heute mittag hot's ooch bloß Suppe gegäb'n.

Mutter: Ich sog Dir, ich hob keens. Ihr freßt mer noch die Hoore vom Ruppe runta. Geh mol zum Bäcka, hol a Brot. Vielleicht gibt a eens ohne Geld.

Hans: Neel! Ohne Geld hol' ich keens. Immer uffschreiben, uffschreiben!

Mutter: Geh moal zum Bäcka und frog'n, ob de ihm konnst een Gang gehn. Wo sull ich doas Geld hernehm'? Soviel verdient der Wota nich.

Hans: Ich hob heut keene Zeit. Ich muß heut Ufsatz schreiben und rechnen.

Arthur (tritt ein): Mutta, eene Schnittel!

Mutter: Wort ock a bissel. Wota kummt glei'. Hans kriegt ooch keene.

Arthur: Ich hob Hunga, ich will ne Schnittel!

Mutter: Ich hob keen Brot mehr. Ich muß nochher eens hol'n. Wota muß erscht Geld bring'. Wo is die Anna?

Arthur: Die Annel spielt beim Sandhauf'n.

Mutter: Arthur, geh hin und spiel mit ihr. Ich muß erst einkoofen gehn. (Arthur ab.) Wo bloß der Wota bleibt, 's ist doch schund Feierabend.

Hans: Mutta, ich brauch een neues Schreibheft und een Radiergummi. Du mußt mer ooch noch die Hosens flicken (zeigt den Hosensboden), die hob ich mer beim Turnen zerriss'n.

Mutter: Zerreiß bloß nich soviel! Ich konns nich ermachen, wieviel ihr zerreißt. Gib mer mol een Negel Kaffee aus der Plotte, damit ich nich erst ufstehn brauch.

Hans (holt eine Tasse mit Kaffee aus dem Ofen, den sich die Mutter dort aufgewärmt hat).

Mutter: Du mußt heut noch Roh'n hol'n mit dem kleenen Wog'n, sunst kann ich nich heizen. Wo nur der Vota bleibt? — Gehst nich die Tür? Jetzt kummt er!

Hans: Aee, Mutta! 's ist der Jork.

Georg (tritt ein): Mutta, gib mer ne Schnitte. Ich hob noch nich gewespert. Ich hob Hunga.

Mutter: Wo treibst de denn dich wieder 'rum? Host de den Vota nich gesäh'n? Zerreiß bloß nich so die Strümpel! Sieh mol her, wos dos fir Löcha sind! Die kann ich nich mehr stupp'n. Wos ihr so runterreißt! Ich kann's nich mehr ermach'n. Immer rumtreiben! Du taugst Gott und der Welt nisch!

Georg: Ich will ne Schnitte!

Mutter: Ich hob keen Brot mehr. Wo sull's denn herkomm'n? Soviel verdient der Vota nich, doß es die ganze Woche reicht. Ich kann's mer ooch nich aus die Ripp'n schneid'n.

Georg: Bei uns reicht's halt nie! Der Michel Erich hot sogar zwee gekriegt von sein Mutta. Do sind ooch vier Rinda.

Mutter: Dos glob ich. Dem sein Vota hot aba in der Fabrik Summa und Winta Arbeit. Und ihr seid a else gewäs'n! Und immerfirt krank! Ich verfreß es doch nich! Säh' mol her, wie ich ausäh! (Sie streckt ihm den Kopf hin und zieht mit dem Finger das rechte untere Augenlid herunter, damit Georg den blutleeren Augapfel sehen soll.) Denkst de, mir gurkst der Mag'n nich vor Hunga? — Hans, hol die Pompe her, ich säh nisch mehr. — Jork, zind' se an!

Hans (bringt die Lampe vom anderen Fenster und stellt sie auf den Tisch).

Georg (nimmt Glocke und Zylinder ab, entzündet ein Streichholz. Der Docht brennt aber nicht an): Och! Mutta, 's ist ja keen Petroljum drin!

Mutter: Schund wieder olle! Wo sull denn dos bloß hinsih'r'n? Hans, geh mol zur Semmlern, dir borgt dir a biss'l.

Hans: Aee! Borgen geh ich nie. Ich möcht' dann immer gehn. — Wo bloß der Vota bleibt? — Ob er beim Volbier is?

Mutter: Wo wird er sein? In der Rneipe wird er sitzen. Doß der Monn dos Sauf'n nich loss'n kann!

Arthur und Anna (treten ein).

Mutter: Kummt ihr endlich?

Anna: Mutta, 's ist kalt!

Arthur: Und finsta!

Anna: Ich hob Sunga!

Mutter (legt das Flickzeug aus der Hand): Ich säh nischt mehr. Kumm, Anna, wir gehn zur Semmlern. Ich nähm' mer den Strickstrump mit. Durt is vielleicht wärmer. Und wir spor'n Licht. Arthur! Du gehst noch Kohlen! Een Vierteltzentner. Der Sack liegt draußem im Leiterwog'n, Sog, die Mutta kummt se die andre Wuche bezohl'n. — Jork und Hans! Ihr geht zur Kneipe und sogt dem Wota, er sull heemkumm', die Mutta will einkoof'n gehn. 's gibt morg'n nischt zu essen, wenn der Wota keen Geld bringt! — Los!

Alle ab.

's Obendsternla

Such iebem Kerchtormsahula stieht
Alitzig 's Obendsternla,
Aus Wilksan tritt der Mond und zieht
Oan 's Maul sei Wächterhörnla.
Ganz leise oan zu bloosa fängt
A huch eim Wulkakranze,
Und 's Obendsternla hiert's und denkt:
A spielt mir uf, — ich tanze.

Karl Klings

Der Saufaus oder 's abgefürzte Verfahren

Där Fränzel-Koarle aus Kunerchwale,
Ihr lieben Leute, ich soags euch bale,
Dar woar bekannt bis weit hinger Leipe,
Ma troaf 'n äbenst ei jeder Kneipe.
Und soand a 'n urndflichen Saukumpoan,
Doa sing a goar feste zu „bügelu“ oan.
Derbeine derzahl' a Schnoken und Schwänke,
Dof' olles sich kugeln toat ei der Schänke.
Und jeder, där reikoam, blieb mit 'm hucken
Und olle lachten — kee Ooge blieb trucken,
Bis monchmoll där Hoahn schunt om Fenster gekräht,
Ich gleebe, där hoat sich ooch mitgekräht.
Omm wingsten gekräht hoot sich Koarles Hale,
Die soaf' meist eesamm ei Kunerchwale.
Und koam mei Koarle dann oangewackelt,
Dann hoot se goarnich lange gefackelt:
Doo goabs ane Prädicht früh um drei,
Doa kunde där Jorr noch lern derbei.
Na, eemoll hott's wieder siehr lange gefauert,
Se hott'e wieder imsunst gelauert.
Se wünschte damm Monne viel Himmelsstroosen
Und woar dann endlich doch eigeschloosen.
Uff eemoll wurde se wach vur Schreck
Und 's blieb 'r bale de Sproache weg.
Se soag a Moan üm a Tiesch galluppiern
Und kunt 'n derbeine ooch schimpfen hiern:
„Du Saufaus, du Windhund, du Räumtreiber dull!“
„Se, Koarle, rufft se 'n, „woas machst'n nu?!“
Doo meent a frenge: „Hal ock a Rachen!
Ich tu merr de Prädicht alleene machen!“

Entnommen dem Büchlein „Wie de Mutter sproach“, Mundartliche Dichtungen von J. P. Sankowiak, Verlag von Mareške & Martin, Trebnitz Schles.

Die „Judenschule“

Ein alter schlesischer Possendichter und sein Werk

Zum 150. Geburtstag des Breslauer K. H. A. Sessa

Von Dr. Karl Konrad

Ich liebe mir den heitern Mann
am meisten unter meinen Gästen.
(Goethe.)

In Reclams Universal-Bibliothek war früher unter Nummer 129 der Abdruck einer Posse zu haben, die ungemein vielsagend ist und trotz ihres Alters nichts an Frische und Zeitgemäßheit verloren hat. „Unser Verkehr“ von Sessa ist am 11. Februar 1813 in Breslau unter dem Titel „Die Judenschule“ zum ersten Male erfolgreich aufgeführt und mehrfach wiederholt worden. Der Verfasser hatte den Verstecknamen Samson Eidex gewählt. Der berühmte, aus Waldenburg stammende Schriftsteller Wolfgang Menzel berichtet in seinen „Denkwürdigkeiten“ (1877, S. 77) aus eigener Anschauung von dieser Erstaufführung. Eine auserwählte Künstlersehar wirkte dabei mit: Ludwig Devrient als Jakob, seine Gattin, weiter die trotz ihrer Sechzig noch immer hervorragende Demoiselle Anzelmänn, Anschütz, dessen Gattin Boutenas, Schmelka und andere tüchtige Kräfte. Sie stellten die stadtbekanntesten Persönlichkeiten des Stückes in täuschendem Abklatsch auf die Beine und erregten dadurch ein „unendliches Gelächter“. Menzel erwähnt auch, daß das Stück nach einer Wiederholung verboten wurde. Zu erraten, wer eine schwächliche Behörde an der Strippe hatte, bedarf keines besonderen Scharfsinns. Es ist das erste Stück aus dem jüdischen Volksleben, offensichtlich nach der Natur gezeichnet, und bringt eine Sammlung vorzüglich getroffener Mustererscheinungen. Verstärkt wird der Eindruck der Echtheit durch die fortlaufend verwandte jüdische „Mundart“, die bekanntlich nur ein stark verderbtes, mit hebräischem Gemaisel „verschönertes“ Deutsch ist und sich stellenweise bis in die Gegenwart erhalten hat.

Abraham Hirsch, ein Trödeljude, schickt seinen Sohn Jakob in die Welt. Neben ein paar wertlosen Klunkern, mit denen er sein „Geschäft“ anfangen soll, neben einem Säckchen mit falschen Groschen und einem Duzend Talern gibt er ihm auch noch Talmudlehren mit auf den Weg, z. B. „Loß dich treten von de Leit, loß dich werfen aus de Stuben, loß dich verklagen bei de Gerichte, loß dich setzen ins Hundeloch, loß dich binden mit Stricke und Ketten, loß dich martern halb taut; aber (drohend) du mußt doch werden reich!“ Jakob ist mit der kläglichen Ausstattung wenig zufrieden, er fühlt sich zu Höherem berufen, glaubt, daß ein Schöngest, ein Sänger, ein Dichter in ihm stecke, dem eine reiche „Kalle“ angemessen und sicher sei. Da kommt sie schon, die Tochter des wohlhabenden Herrn Polckwitz, einst Libbe, jetzt Lydie genannt, um in einer Kirche bei dem Requiem von „Mossart“ mitzusingen. Jakob, dessen Spielgefährtin sie einst gewesen ist, wird trotz seiner Aufdringlichkeit

von ihr mit Verachtung gestraft. Da, Gott hilft, wird ihm die Kunde, das große Los sei auf ihn gefallen. Schnurstracks wendet sich das Blättchen. Die ganze Mischpoke betut sich eifrig um ihn, Polckwitzer trägt ihm höchstselbst die Hand seiner Tochter an, und die Zukunft liegt im hellsten Lichte vor ihm. Aber, wai geschrien, die Nachricht erweist sich als fette Ente, ein anderer Jüid hat gewonnen 's große Los, und Jaköbche ist in den tiefsten Abgrund seiner Bedeutungslosigkeit zurückgeworfen. Er muß wieder zu den schäßigen Klamotten greifen, die er großspurig weggeworfen hat, und geht dem Postillon den Beutel mit den falschen Groschen abfordern, den er ihm großzügig als Trinkgeld verehrt hatte. An die Zuschauer aber richtet er die Frage: „Saben Sie nichts zu schachern?“

Ja, wir kennen sie alle, die Ers und Sies, die dieses Stück bevölkern, kennen sie nicht zuletzt hier im Osten, in Breslau, das Friedrich der Große einst das „neue Jerusalem“ benannt hat, kennen sie aus den schlesischen Bädern, wo noch nach dem Kriege die Gäste aus dem Morgenlande mit Raftan und Ringellöckchen herumliefen. Ja, wir kennen sie, die Schnorrer mit den fragwürdigen Waren, die sich vorn herauschmeißen ließen, um unbefangen hinten wieder hereinzukommen. Und derjenige, der sie so lebensstreu verbrettert hat, er muß sie auch genau gekannt haben, — der Breslauer Arzt Karl Boromäus Alexander S e s s a, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts hier wirkte.

Hinter einem kleinen Busche steckt oft ein großer Hase. So verbirgt sich auch hinter dem unscheinbaren, aber geschickt gebauten Schwanke Sessas eine bemerkenswerte Zeitströmung. Treitschke macht in seiner „Deutschen Geschichte“ das Werkchen zum Ausgangspunkt einer weitreichenden Betrachtung. Seit langem bestand in Deutschland tiefer Unwille gegen das orientalische Unwesen. Karl G r ü t t e n a u e r, der Schriftleiter des amtlichen „Breslauer Intelligenzblattes“, erregte 1803 durch seine Schrift „Wider die Juden“ solches Aufsehen, daß sich die Regierung bemüht sah einzugreifen. Mit den Kriegen wurde es immer schlimmer. Große jüdische Firmen in Berlin, Frankfurt und Wien begannen zur Weltmacht aufzusteigen und trugen oft prozenthaften Übermut zur Schau; der vertraute Umgang der Rothschilds mit Metternich und Genz erregte auch politischen Unwillen. Während der Hungerjahre 1806 und 1807 liefen wahre und falsche Geschichten über grausame jüdische Wucherer durch das Land. Auch der unten erwähnte schaffensfreudige Dichter Julius v. Voß hebt die Abneigung gegen die Juden hervor, die „in letzter Zeit“ — es handelt sich um die Befreiungskriege — so viel Geld zusammengeschlagen hätten, überaus anmaßend seien und in den Theatern rücksichtslos das große Wort führten. Aus solcher Stimmung heraus entstand „Die Judenschule“. Mag sich für die nun entbrennende Federfehde der Zündstoff schon vorher gesammelt haben, sie hat den Funken hineingeworfen. Hinzu kam etwas Persönliches.

Wie Max Ring, der aus Jauditz, Kreis Ratibor, stammende jüdische Arzt und Schriftsteller, in seinen „Erinnerungen“ (Berlin 1898, I, 79) berichtet, hat dem „elenden Machwerk“ eine „wahre Begebenheit zugrunde gelegen“. In dem Stück tritt nämlich ein überspannter Philosoph auf, der es, zwischen

seinem Kopfsalat lustwandelnd, nicht unter seiner Würde hält, sich von dem neugebackenen „Millionär“ Jakob dessen „Betriebskapital“ zustercken zu lassen. Das Urbild dieses Weltweisen Dr. Isidorus Morgenländer ist der Breslauer Mediziner und Philologe Guttentag gewesen. Sessa soll dem gegen ihn bestehenden Haß Ausdruck gegeben haben. Das mag stimmen, kann aber allein nicht die Schnurre hervorgerufen haben, deren anklägerische Absicht unter dem heiteren Maskenspiel unverkennbar ist.

Es war zu erwarten, daß die Judenschaft dagegen Sturm laufen würde. Man lese bei Treitschke (a. a. O. II, 418) nach, in welcher niedriger Weise der Kampf von ihr geführt wurde. Ihm zufolge hat das Haus Rothschild — allerdings vergeblich — einen Preis auf die Entdeckung des Verfassers gesetzt. Weshalb wohl? — Seltsamerweise nimmt er „Sessa“ als Hehlnamen und erklärt auf Grund „wohlbeglaubigter Mitteilungen der Familie“ den Superintendenten Maertens in Halberstadt für den Dichter: eine völlig abwegige Behauptung. Er verzeichnet, daß man sogar Goethe als Urheber angesehen habe!

Im übrigen schlug das Stück so kräftig ein, wie es sich Sessa schwerlich hatte träumen lassen. Professor Henrich Steffens, von dem noch die Rede ist, will zwar die „Tendenz“ nicht loben, hebt aber den vieljährigen großen Erfolg auf „allen“ norddeutschen Bühnen hervor. In der unten besprochenen Parodie von Julius v. Woz wird angedeutet, daß die Posse (1815) auch im königlichen großen Opernhause zu Berlin aufgeführt wurde. Diese Aufführung am Kgl. Nationaltheater ist (nach einem Aufsatz des Hallischen Bühnenleiters Fr. R. Jul. Schütz in der „Zeitung für die elegante Welt“, Leipzig 1815, Nr. 218 f.) kein Märchen. Ursprünglich für den 1. Juli 1815 anberaumt, wurde sie infolge einsetzender Zettelungen (aha!) auf den 2. September verschoben. Dabei mußte sich bezeichnenderweise der ursprüngliche Titel „Die Judenschule“ eine Verharmlosung in „Unser Verkehr“ gefallen lassen. Der Einfluß des Judentums erstreckte sich eben bis in die höchsten Kreise. Wir haben auch einen bemerkenswerten Bericht des Breslauer Polizeipräsidenten Streit über eine Aufführung, die anlässlich des Breslauer Aufenthalt der königlichen Familie im Februar 1813 stattfand; ob es sich um die Uraufführung handelt, läßt sich nicht feststellen: „Das Theater war sehr zahlreich besucht. Auch Thro Maj. und die Prinzessin Charlotte waren anwesend. Die ‚Judenschule‘, angeblich vom hiesigen D. Sessa, mißfiel . . .“ („Auszüge aus den Berichten des Pol.-Präs. Streit“, herausgegeben von B. Voeme in der „Zeitschr. des Vereins für Gesch. Schlesiens, Bd. 47, S. 24.) Wem sie mißfiel, — ob nur den hohen Herrschaften? Von einem allgemeinen Mißfallen kann keine Rede sein, weil ja von hier aus das Stück seinen Siegeszug antrat. Ring erzählt, daß ein wandernder Schauspieler Wurm damit herumreiste und „ein unverdientes Aufsehen“ erregte. Nun, es hat sich gezeigt, daß das „Aufsehen“ in einer wohlbegründeten Ablehnung der öffentlichen Meinung beruhte. Auch der buchhändlerische Erfolg blieb nicht aus: eine 6. Auflage ist noch 1832 in Berlin nachweisbar. Maximilian Schlesinger, der Verfasser der älteren Breslauer Theatergeschichte, gewiß ein unverdächtiger Beurteiler, schreibt (S. 130 f.): „Sessa war ein witziger Kopf, wenn er

auch wohlfeile Witze nicht verschmähte und sein Erstlingswerk eine nichts weniger als vornehme Gesinnung zeigt.“ Sein Urteil wäre vielleicht anders ausgefallen, wenn er sich der Judenstücke erinnert hätte, die von den Gebrüdern Anton und Donat Herrnsfeld noch während des Weltkrieges unter riesigem Zulauf auch nichtjüdischer Kreise in Berlin gegeben wurden; denn Sessa ist an Bloßstellung jüdischer „Eigenheiten“ den sachkundigen Gebrüdern gegenüber der reine Waisenknabe, wenn er auch die Pfeile seines Spottes natürlich ungleich zieltreübiger versendet als sie.

Um zu würdigen, weshalb das Stück so regen Anklang fand, muß man — abgesehen von seinem Zweckgehalt — berücksichtigen, daß damals unsere Bühnen keine sonderlich große Auswahl an solcher leichtgeschürzten Ware hatten. An die Wiederbelebung der alten derben Fastnachtsspiele im Geschmacke des Hans Sachs dachte man wohl nur in ganz vereinzelt Fällen. Man bevorzugte Kosebue und seinesgleichen und holte gelegentlich auch das schellenklingende Mäusenroß Schillers oder Theodor Körners aus dem Stall. Was sonst an Possen vorhanden ist, lohnt kaum der Erwähnung. Im Gegensatz zum großen Drama haben sich aus jener Zeit nur wenig Bühnenschöpfungen erhalten. Kosebues „Deutsche Kleinstädter“ sind als Sittenbild des Biedermeiers mit Recht noch heut beliebt. Schillers „Parasit“ und „Der Neffe als Onkel“ sind nur Übersetzungen aus dem Französischen. Körners „Nachtwächter“, „Vetter aus Bremen“ und „Die Gouvernante“ feiern allenfalls noch in Liebhaberaufführungen fröhliche Urständ. Echte, rechte Possen sind auch heut noch selten. Jubel erwecken noch immer „Ryriß-Pyriß“ von Wilken-Justinus sowie „Robert und Bertram“ von dem Breslauer Gustav Käder. Der Schlesier Holtei ist mit seinen vielen Schwänken so gut wie verschollen. Sicherlich ist es ein Verdienst, die Menge einmal so recht von Herzen zum Lachen zu bringen, — ein Verdienst, aber auch eine Kunst. Ein seltsamer Fall der Literaturgeschichte aber ist es, wenn eine Posse eine andere im Gefolge hat, und das in Gestalt einer Travestie, einer scherzhaften Umdichtung; ein ernstes Stück ins Komische umzubiegen, liegt schon näher. Dem einst sehr bekannten Berliner Dichter Julius v. Wolf ist es mit der „Jungfrau von Orleans“ und „Nathan dem Weisen“ gelungen. Er hat auch Sessa in seiner Posse „Euer Verkehr“ (Possen und Marionettenspiele) travestiert.

Sie ist, ausdrücklich als „Gegenstück zur Judenschule oder Unserm Verkehr, von Herrn Dr. Sessa“ bezeichnet, 1816 in Berlin erschienen. Der reiche jüdische Bankmann Levin ist durch schamloses Horchen dahintergekommen, daß das großherzogliche Hoftheater zur Besserung der Rassenverhältnisse dem stürmischen Wunsche der Theaterbesucher entsprechen und „Die Judenschule“ aufführen will. Er fürchtet für seine „Nation“ oder „Kolonie“ Unzuträglichkeiten und bemüht sich, einen Künstler nach dem anderen diesem Plane zu entfremden. Da er gehörig mit dem goldenen Zaunpfahl winkt, gelingt es ihm sogar, den Intendanten auf seine Seite zu ziehen: gegen eine ansehnliche Abfindung soll das peinliche Stück abgesetzt werden. Dann aber deckt er frech seine Karten auf: wenn durch ihn seine „Glaubensgenossen“ erfahren, wie lachhaft ihm die Gegenseite auf den Leim gekrochen ist, werden sie ihrerseits

Grund genug zum Gelächter haben und sich einer Aufführung nicht mehr widersetzen. — Wofz ist Judengegner gewesen, wie u. a. aus seiner Posse „Die Frankfurter Messe“ (in der genannten Sammlung) hervorgeht. Hier steht er scheinbar auf ihrer Seite und läßt ihnen sogar durch Levi einen — natürlich ironischen — Verteidigungsschmus halten. Daneben hat er die Verblüderung gewisser käuflicher Schauspieler treffsicher dargestellt: zuerst weigern sie sich, Judenrollen zu übernehmen, sind aber Feuer und Fett, sobald sie von dem „Directeur des spectacles“ eine Zulage erpreßt haben; als ihnen der Sachverhalt klargeworden ist, stehen sie freilich da wie die verhagelten Lohgerber, denen die Petersilie fortgeschwommen ist. Spiegeltreu ist auch der Theaterdichter, der einen verulkten „Josef in Agypten“ verzapfen will, sich aber als echter Journaillist gierig alle zehn Finger leckt, um das von Levin vorgeköderte Schmiergeld zu empfangen; sogar zur Beschneidung wäre er bereit, wenn er die Hand seiner Tochter erhielte. . . . Man urteile selbst, ob Wofz hier die Farben zu dick aufgetragen hat: Ist nicht unsere Schriftstellerei reich an Schmocks gewesen, die für einen Abfall von Reptilienfonds auf dem Bauche rutschten, aus Weiß Schwarz machten, die gute Sache verrieten? War es nicht hohe Zeit, diesen Augiasstall zu reinigen?

Aus Sessas Nachlaß sind noch zwei Possen herausgegeben worden, die freilich an kultureller Bedeutung nicht an seinen Erstling heranreichen. „Die Luftschiffer“ hat Karl v. Holtei in seinem „Jahrbuch deutscher Nachspiele“ (III, Breslau 1824) veröffentlicht. Das Ganze ist kaum mehr als ein Studentenschertz, zeigt aber doch ebenfalls die Verbindung mit dem Leben. Zwei verschrobene Gutsbesitzer haben durch ihre mißglückten Neuerungen ihre Habe vergeudet. Die hübsche junge Nichte des einen soll an den anderen verheiratet werden, hat aber schon einen Liebhaber. Dieser beschließt, durch eine Täuschung der beiden Oheime das Mädchen zu erobern. Er führt sich als Professor der Physik bei ihnen ein, behauptet, das lenkbare Luftschiff erfunden zu haben, verspricht dem einen die Stelle des Luftpostmeisters, dem anderen die des Luftadmirals und bewegt sie zu einem Probeaufstieg. Aus Angst vor der ungewohnten Fahrt lassen sich die beiden — nach dem Muster Don Quixotes — die Augen verbinden und erheben sich mit ihrem Diener in die Luft. Der Ballon ist tatsächlich auf die Bühne gebracht und steigt ein paar Fuß hoch auf. Unterwegs spiegeln sich die drei wie einst der „Ritter von der traurigen Gestalt“ die seltsamsten Erlebnisse vor, glauben Glockengeläut zu hören, an Wolken vorbeizustreichen, handhaben sinnlos die Steuerchaukel und werfen Ballast aus. Schließlich wird ihnen aber himmelangst, sie wissen nicht, wie sie hinabkommen sollen, bis endlich der Diener die Binde lüftet und das ganze Schwindelwerk enthüllt. Der „Erfinder“ aber droht, den Witz in Kupfer stechen und in Verse setzen zu lassen, wenn er nicht die Braut erhalte. Da er außerdem so vermögend ist, beiden Onkels ein erhebliches Jahrgeld auszusetzen, sind's die Räuze schließlich zufrieden. Wenn wir an den Luftschiffimmeln jener Zeit denken, an die vielen Jünger Montgolfiers, des ersten, der sich in einen Fesselballon wagte, so kann man sich vorstellen, welchen Jubel die mit erwärmter und verdünnter Luft gefüllte Kugel auf der Bühne hervorgerufen haben mag. Vorausgesetzt, daß die Posse aufgeführt wurde, was sich

nicht mehr nachprüfen läßt. Wir Zeitgenossen Zeppelins erstaunen und lachen freilich nicht mehr über die angedeuteten Möglichkeiten, „nach Belieben in der Luft zu schiffen, wie hoch und wohin man will“, über die „unübersehbaren Folgen dieser Entdeckung“: eine Luftflotte von Krieg- und Rauffahrteischiffen zu gründen sowie eine Luftpost anzulegen, über die Geschwindigkeit, die „mit dem Fluge des Vogels wetteifert“. So gesehen, ist das harmlose Bühnenstückchen auch für uns nicht ohne Wert und Reiz.

Auch die letzte einaktige Posse Sessas „Die Sonntagsperück“ (Solteis „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ IV, Berlin 1825), ist kein geistiger Wolkenkratzer, nur eine vergnügliche Kleinigkeit, berechnet auf die Bedürfnisse unverbogener, anspruchsloser Theaterbesucher. Der habgierige, gewissenlose Dorfschulmeister Flavius Popitius möchte in den ansehnlichen Besitz der jungen Witwe einheiraten. Um den begünstigten Nebenbuhler Paul zu beseitigen, lockt er ihn durch eine falsche Nachricht außer Landes, er selbst aber ängstigt die Frau als Geist ihres verstorbenen Mannes und heißt sie den Bakelschwinger erhören. Bei seinen Schleichwegen hat er wie Kleists Dorf-richter Adam das Pech, seine Perücke zu verlieren, ohne ihren Verbleib zu ahnen. Die Angebetete wird gegen Paul durch einen gleichfalls untergeschobenen Brief aufgebracht, worin er ihr eröffnet, daß er sich anderweitig verlobt habe. Durch den nächtlichen Spuk eingeschüchtert, durch die vermeintliche Untreue erbittert, scheint sie dem Werben des verhassten Lehrers nachzugeben. Da löst der unerwartet heimkehrende Paul den Knoten. Er entdeckt sogar die Akzel des Lügenkünstlers und kann ihm seine Schurkerei unzweideutig vor Augen führen. Flavius Popitius verspricht de- und wehmütig Besserung, die verschmitzte Muhme Anna aber freut sich auf eine Hochzeit . . .

Ob noch andere Stücke Sessas den Weg zum Buche gefunden oder sich sonstwie erhalten haben, bedarf noch der Aufhellung; die gedruckten Quellen schweigen sich aus. Sie werden sich aber schwerlich in anderen Gleisen bewegen als die angeführten, die zur Kennzeichnung seiner Art vollauf genügen.

*

Über das Leben des Dichters ließ sich folgendes ermitteln:

Karl Boromäus Alexander Sessa ist als jüngstes von drei Geschwistern am 20. Februar 1786 in Breslau geboren. Sein Vater, Carl Alexander Sessa, war „Direkteur des Commissionscomptoirs“ in Breslau, offensichtlich italienischer Abkunft. Er war in einem protestantischen Lande (?) geboren und protestantisch erzogen worden, war dann aber zum katholischen Glauben seiner Vorfahren zurückgekehrt. Die Mutter war eine geborene Carove. Der Vater ist am 14. Juni 1804 in Breslau verstorben, zum Vormund wurde der Kaufmann Karl Friedrich Hübnert eingesetzt. Die Mutter folgte dem Satten ein paar Jahre später in den Tod. Der Bruder Franz Wilhelm war ein „störriicher, düsterer“ Mensch, der Karl das Leben verbitterte. Die Schwester Marie Antonie heiratete ins Ausland, er sah sie zum letzten Male wenige Wochen vor seinem Tode. Der gelehrte Rektor des Matthias-Gymnasiums, Prof. Köhler, ein Freund der Eltern, gab ihm vom

11. bis 15. Jahre philologischen Unterricht. Ein Jahr lang gehörte er der obersten Klasse jener Lehranstalt an, und nach zweijährigem Besuche des „philosophischen Kursus“ der Leopoldinischen Hochschule erwarb er im Herbst 1804 die Würde eines Magisters der Philosophie und der freien Künste. Unter dem 12. Oktober 1805 wurde er an der Halleschen Universität eingeschrieben und ist hier mit Eichendorff, seinem Landsmann und Kommilitonen, bekannt geworden, — eine Bekanntschaft, die Eichendorff dann in Breslau erneuerte. Als die Universität 1806 durch Napoleon aufgelöst wurde, wandte er sich nach Wien, um seine Studien in der Heilkunde und Weltweisheit fortzusetzen. Aus dieser Zeit stammt ein (in den „Schlesischen Provinzialblättern“ 1814 abgedrucktes) Schauergedicht um den Türmer des Stephansdomes. Unter dem 24. Mai 1808 finden wir ihn an der Universität Frankfurt, der Mutteruniversität der Breslauer Alma Mater, als Student verzeichnet. Seine Studien schloß er als der Heilkunde wie der Wundarzneikunst Doktor ab. Für seine ärztliche Weiterbildung waren der Regierungsrat Dr. Mogalla und sein Oheim, der Regierungsrat und Medizinalrat Dr. Kausch in Piegritz, von großem Einflusse. Als 1813 der berühmte Philosophieprofessor Heinrich Steffens an die neugegründete Breslauer Universität übersiedelte, bemühte sich Sessa, einer seiner eifrigsten Anhänger von Halle her, ihm hier den Boden zu ebnen. Steffens hat das in seinen Erinnerungsbildern „Was ich erlebte“ (VII. Bd. S. 23) rühmend hervorgehoben. Für die Augenheilkunde hatte Sessa sich schon in Wien entschieden, und so arbeitete er in seiner Vaterstadt vornehmlich auf diesem Gebiete. Ganz neuzeitlich, behandelte er nicht das Auge allein, sondern den ganzen Körper. Wegen seiner Tüchtigkeit und Menschenfreundlichkeit war er allgemein beliebt. Arme Kranke hat er vielfach umsonst behandelt und mit Heilmitteln versehen. Wegen seiner wissenschaftlichen Schriften, die sich auch auf das Gebiet der Staatsarzneikunst erstreckten, wurde er zum zweiten Sekretär der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur gewählt, 1813 von der Regierung zum vorläufigen Physikus des Breslauer Kreises ernannt. Schon am 4. Dezember dieses Jahres ist er, 27 Jahre alt, am Typhus gestorben.

Fr. N. J. Klein und Heinrich Ebers haben ihm in einem ausführlichen Aufsätze der obengenannten Provinzialblätter (Seite 333 bis 349) ein Denkmal der Freundschaft gesetzt. Für die Komik des menschlichen Lebens habe er einen ausgesprochenen Sinn gehabt, wobei er die Freunde nicht ausschloß; bald seien sie aber wieder durch seine Treue und Hilfsbereitschaft versöhnt worden. Selbst schauspielerisch veranlagt, konnte er in dem Leben der Alltäglichkeit ein neues, künstlerisches schaffen. Ein ausgezeichnete Gesellschafter und Plauderer, versetzte er sich sofort in fremde Ansichten. Schon früh gab er sich der Dichtkunst hin. Jean Pauls Schriften beeindruckten ihn stark. Er hatte auch viel Sinn für die ältere deutsche Literatur, besonders des Schwäbischen Kreises. Von Einfluß waren hier offensichtlich die beiden großen Breslauer Germanisten Büchling und von der Hagen. 1811 gab er die „Zeitung für Narren und ihre Freunde (Makulatur)“ in Breslau heraus, hatte aber keinen Erfolg damit. Seltsam und schief vergleicht ihn der

Nachruf mit Christian Günther: „Beide hatten eine hervorragende Anlage zur Poesie, arbeiteten viel, aber zerstreut und folglich ohne sonderlichen Gewinn für ihre nächsten Bedürfnisse und starben früher, ehe sie noch eine Gelegenheit gefunden hatten, ihr schönes Talent unter den Menschen geltend zu machen.“ Das letzte trifft zu: auch an Sessas Bahre stehen trauernd Hoffnung und halbe Erfüllung . . .



Lehrer Holten und der Vorsager!

Von Helmut Wloka

Lehrer Holten hielt auf Disziplin in seiner Klasse. Auf den Zentimeter genau hielten die Jungen Vordermann, ruckartig klappte das Aufstehen und Antworten, und bei allen Besichtigungen und Prüfungen stand seine Klasse an der Spitze, in den Leistungen und in der Führung.

Am meisten verhaßt war ihm das Vorsagen und das Abschreiben. Acht auf die Hände und zwei Stunden Nachsitzen war die Strafe, die er in solchen Fällen unnachsichtlich und unverzüglich verhängte, und zwar für beide Seiten, den Helfer und den, der sich helfen ließ.

„Vorsagen und Abschreiben sind ganz bedenkliche Erscheinungen“, hatte der alte Rögner gesagt, sein Seminarlehrer, der ihm und tausend andern die Grundlagen der Erziehungswissenschaft in Theorie und Praxis gegeben hatte, „sie sind Betrugsversuche und beweisen einen schlechten Charakter und können darum nicht streng genug bestraft werden.“ Aber trotz der harten Strafen, die nicht nur seiner Klasse, sondern der ganzen Schule bekannt waren und Holten in den Verruf eines bösen Lehrers gebracht hatten, war diese Unsitte nicht totzukriegen. Ein Vierteljahrhundert in der Schulklasse hatte ihm diesen Sieg noch nicht gebracht.

„Herr Lehrer, der Günter hat vorgesagt!“

„Komm heraus!“

Günter Kristen trat vor, ein dreizehnjähriger geweckter Junge. Er streckte sofort die Hand aus mit einer Gleichmütigkeit, wie sie nur die Erkenntnis des sich unwiderruflich in höhere Gewalt Fügendmüssenden verleiht. Die Lippen biß er schon vorher zusammen in der Erwartung eines nicht ungeringen Schmerzes, und in den klaren blauen Augen standen einige Tränen. Lehrer Holten hatte die Hand schon zum Schlage erhoben, als sein Blick die Augen des Jungen traf und er ließ den Arm wieder sinken; warum, — wußte er im Augenblick wohl selbst nicht.

„Warum hast du vorgesagt?“

Einen Augenblick sah ihn der Junge unsicher an, zog dann, immer noch ungewiß, die Hand zurück und sagte:

„Der Fritz ist doch mein Freund — und er hilft uns doch auch.“

„Wem — uns?“

Warum fragte er weiter? Warum durchbrach er zum erstenmal eine seit 25 Jahren geübte Erziehungsmethode? Er kam nicht dazu, darüber nachzudenken, denn schon antwortete der Junge:

„Mein Vater ist doch krank geworden vorigen Monat, und gerade jetzt haben wir Heimarbeit bekommen, Spielzeug für die NSB. Das hätten wir zurückgeben müssen wegen Vaters Krankheit, und da wäre der Verdienst wieder weg gewesen. Da kommt der Fritz zu uns herüber jeden Tag und hilft. Er kann es viel besser als ich und schafft fast genau so viel wie mein Vater. Und weil ich im Rechnen besser bin, da dachte ich, ich muß ihm eben auch helfen!“

„Setz dich hin!“

Der Junge zögerte noch; erst ein nochmaliges entschiedenes Weisen der Hand ließ ihn auf seinen Platz gehen.

Lehrer Holten war ans Fenster getreten, sah auf die belebte Straße herunter. Aber er nahm die Bilder nicht auf, die er dort sah. Zwanzig Jahre zurück dachte er, an seine Schützengrabenzeit. Da hatte auch einer dem andern geholfen, obwohl er ihn kaum kannte. Und wenn Not am Mann war, dann erst recht; selbst gegen Gebot und Befehl, wenn es sein mußte. Leben war wichtiger als Papier. Einer für alle, alle für einen! „Und da dachte ich eben, da muß ich ihm auch helfen!“ Acht auf die Hände und zwei Stunden Nachsitzen!

Religion hatten sie gehabt in der Stunde vorher und von der Nächstenliebe gesprochen. Man muß dem Nächsten helfen, wo man kann! „Die Jugend auf praktische Beispiele der helfenden Nächstenliebe hinzuweisen ist eine besondere Aufgabe der Schule!“ „Da mußte ich eben helfen!“ Acht auf die Hände und zwei Stunden Nachsitzen!“ „Schlechter Charakter!“

Mit einem Ruck wandte er sich um. Atemlose Stille lag über der Klasse. Aber als er die fünfzig Augenpaare vor sich sah, fünfzig Kinderseelen, die so wurden, wie er sie formen würde, da mußte er sich einen neuen Anstoß geben, um das zu sagen, was er sich jetzt vorgenommen hatte.

Es war nicht seine Art, Begründungen zu geben. Du mußt, — du darfst nicht, — das hatte ihnen zu genügen. Heute aber sprach er. Daß nur die eigene, selbständige Leistung Wert habe, sagte er; daß ein richtiger Junge den Mut haben müsse, für seine Leistung einzustehen, auch wenn sie im Augenblick unzulänglich sei; daß der Vorsager seinem Freund einen schlechten Dienst erweise, indem er über die tatsächliche Leistung wegzutäuschen versuche. An den Sportplatz erinnerte er. Dort habe eine unterlegene Partei, wenn sie ehrenvoll gekämpft habe, alle Herzen auf ihrer Seite, während ein unehrlicher Sieg nicht anerkannt, sondern ausgepiffen werde. Diese richtige Rechtsauffassung gehöre auch in die Schule.

Mit wachsender Begeisterung hatte er gesprochen. Er wünschte, daß sich die Überzeugung, die er in seine Worte legte, den Jungen mitteile und er fühle es, er konnte zufrieden sein. An den Augen und an der Haltung seiner

Jungen merkte er es, daß seine Worte ins Innere gegangen waren. Und ein Beispiel fiel ihm ein, mit dem glaubte er, seinen Worten einen wirksamen Abschluß geben zu können.

„Ihr erinnert euch an die deutsche Heldensage. Gunther, der wehrhafte Held, konnte aus eigener Kraft Brunhild, die Rühne, nicht besiegen und gewinnen. Da ließ ihm Siegfried, sein Freund, zu unehrlichem Siege Maske und Arm. Aber endloses Leid war die Folge seines Freundschaftsdienstes und der schmachvolle Untergang des Helden der Ehre das grausame Ende!“

Und als er heimging an diesem Tage nach dem Unterricht, da dachte Holten noch einmal an die Worte seines alten Lehrers. „Nein, hier irrst du“, lächelte er, „und deine Methode war falsch, weil deine Auffassung über die Motive falsch war.“ Eins fällt mit dem andern. Ich halte es mit dem guten Kern im Menschen. Denn welchen Sinn hätte unsere Erziehung, wenn wir nicht letzten Endes daran glaubten: Der Mensch ist gut? Und Walther von der Vogelweide, unser großer Ahn, hat schon recht, wenn er sagt:

Niemand zwingt mit Ruten Rindes Zucht zum Guten.

Wen zur Ehr man bringen mag, treffen Worte als ein Schlag.

Abendgang

*Unser Abendgang ist beglückend
und von heimlicher Offenheit,
In den Wipfeln hängt die Dämmerung
und die letzten Dörfer versinken;
Unsere Blicke sind scheu und kosend,
wenn sie ineinander tauchen,
Als hüb ein zitternder Finger
der Gottheit versagenden Schleier.*

*Wir pflücken Blumen nicht mehr
und die Sterne verträumen wir,
Wir wissen nicht Gestern noch Heut,
nicht das Atmen der schlafenden Erde,
Unsere Füße sind hastender Jubel
und auch zögernd und bodenschwer
Fern wie ein lockender Traum
wartet das lagende Land!*

Hans Kaborß

Die vergessene Trommel

Erzählung von Hans Joachim Kadestock

In der verstecktesten Ecke eines alten Trödel Ladens lag seit Jahren schon eine vergilbte Trommel. Sie war niemandem im Weg, keiner beachtete sie, ja selbst der augenblickliche Besitzer hatte sie wohl längst vergessen. Sie lag in ihrem Winkel, verstaubt, von Spinnweben überzogen und träumte von den Tagen, als sie an der Spitze vieler Regimenter mit hinausgezogen war in den großen Krieg. Es war eine alte Soldatentrommel, keines der vielen modernen, fabrikmäßig hergestellten Konzertinstrumente, eine schlichte handgearbeitete Soldatentrommel. Draußen, im Hin und Her des Kampfes, war sie ihrem ursprünglichen Träger verlorengegangen, vielleicht war dieser auch gefallen, irgendeiner der am Weg vorüberziehenden Soldaten hatte sie aufgehoben und mit in die Heimat genommen. Nach allerlei Kreuz- und Querfahrten hatte sie schließlich, wie es schien, an ihrem jetzigen Aufenthaltsort ein stilles Ruheplätzchen gefunden.

Eines Tages kamen zwei Jungen in das Geschäft, die trugen eine braune Uniform und erzählten, sie hätten ein Heim und könnten dafür so allerlei alte Sachen gebrauchen. Mit fachmännischer Miene musterten sie dies und jenes, bis ihr Auge auch auf die alte Trommel in der Ecke fiel.

„Die könnten wir eigentlich mitnehmen“, sagte der eine, ein kurzer Handel und dann zogen sie mit freudestrahlenden Gesichtern zur Tür hinaus. Verwundert sah ihnen der Althändler nach, „was wollen die doch mit dem alten Ding, das bricht ja bei dem ersten Schlegelhieb entzwei.“ Aber die Trommel mußte noch viele Schlegelhiebe aushalten und hat noch manches Jahr getreuen Dienst getan. Sie wurde genau überprüft, ihr Fell, das auf einer Seite durchlöchert war, wurde durch ein neues ersetzt, ihr graues Kleid wurde erneuert und an der Vorderseite schmückte man sie mit einem silbernen Adler, der seine Schwingen stolz und frei entfaltete. Sie war mit ihrem neuen Los sehr zufrieden, waren doch ihre Träume nun alle wieder Wirklichkeit geworden. Sie durfte wieder ganz so wie damals an der Spitze vieler Soldaten marschieren, und wenn diese auch nicht den grauen Rock und Stahlhelm trugen, was hatte das auch für sie zu bedeuten! Es war Kampf, und alle marschierten nach ihrem Takt, was fragte sie danach, ob der Segner mit Handgranaten oder Schottersteinen warf!

Es war zur Zeit des letzten Wahlkampfes, der eben, weil er für die anderen hoffnungslos war, mit doppelter Verbitterung und schier unmenschlichem Haß ausgetragen wurde. Ein Marsch folgte dem anderen, und der toten Kameraden wurden immer mehr. Geführt von dem Tambour schritt die Trommel neben anderen ihrer Art durch die Straßen. Frühmorgens, wenn alles noch schlief, begann ihre Arbeit, spät abends, wenn es draußen längst dunkel war, hörte man immer noch ihre Stimme. Es war nicht ganz leicht für eine Trommel, die jahrelang in der Ecke eines Trödler Ladens gelegen hatte.

Als eines Tages ein Feldstein geflogen kam und ihr mitten ins Gesicht sprang, da zerriß ihr die eine Schlagseite, und nach einem verzerrten Ruf des Schreckens mußte sie schweigen. Der Trommler drehte sie um und versuchte auf der anderen Seite zu schlagen. Es ging. Zwar nicht mehr ganz so stark wie vorher und nur begleitet von unschönen Mißtönen konnte sie wieder sprechen. Sie hat viel erlebt, unsere alte Trommel in den kurzen Jahren von 1930 bis 1935, hat vielen Schmutz gesehen, aber auch viel Hoheit und Größe. Sie bekam nach jenem Ereignis ein neues Fell und hat nach den Jahren des Kampfes und der Hoffnung auch die des Sieges und der Erfüllung noch erlebt. Als sie im Januar 1933 im Lichte der vielen Jackeln an jenem Haus in Berlin vorübermarschierte, wo oben am Fenster der Führer stand, da klang ihre Stimme wieder ganz wie früher, trotzig und siegesgewiß. Mitten in einer Kapelle marschierte sie durch die Straßen Berlins, und wenn die Menschen am Rande des Weges die Arme erhoben, denn gleich hinter ihr kamen die Fahnen, so mag sie wohl im stillen geglaubt haben, der Gruß gelte ihr und ihrem jungen Träger.

Dann zog sie wieder hinaus ins Land, um von neuem an die Arbeit zu gehen. Aber auf die Jahre des Kampfes folgten die der Besinnung und Vertiefung. Wenn sie jetzt mit auf die Straße durfte, so waren sie nicht mehr zu zweien und dreien, an ihrer Seite gingen viele andere, die alle prächtige neue Kleider trugen, so daß sich die alte Trommel ganz klein und erbärmlich vorkam. Und hinter ihr folgten jetzt Hunderte von Soldaten, dazwischen wieder viele andere Trommeln, das alles wollte ihr nicht gefallen. Ihre Stimme wurde immer schwächer, und ihr Körper begann zu zittern, wenn der Tambour auf ihr die alten Wirbel schlug. Eines Tages brach sie entzwei. Als aber die anderen sie achtlos beiseite werfen wollten, da kamen die beiden Jungen, welche sie einst aus dem Trödlerladen geholt hatten, legten ihr einen Kranz von Eichenblättern um den Leib und gaben ihr einen Ehrenplatz in ihrem alten Heim.

Zu ihren Seiten war das Tuch der Fahne, über ihr das Bild des Führers.



Der Erbauer des Generalkommandos in Breslau festgestellt

Von M. Kropp, Herischdorf (Kiesengeb.)

Ein zweifellos interessanter Bau der Nachschinkelzeit in Schlesien ist das an der Schweidnitzer Straße in Breslau neben dem Stadttheater gelegene sogenannte Generalkommando, früher Gouvernementsgebäude genannt. Die kunsthistorische Forschung hat sich mit diesem Gebäude bisher so gut wie gar nicht beschäftigt und man wußte auch nicht, welcher Architekt diesen Bau entworfen hatte. Erst vor wenigen Jahren wies Dr. Ernst Scheyer in einer größeren Arbeit über die Bauten Schinkels in Schlesien und die im Geist dieses Baumeisters nach seinem Tode entstandenen Bauten, unter anderem auch auf das ehemalige Gouvernementsgebäude, hin. (Scheyer. Schinkel in Schlesien, „Schlesische Monatshefte“, 1932, S. 28.) Scheyer machte darauf aufmerksam, daß auch in dem ersten Jahrzehnt nach Schinkels Tode — also in der Zeit von 1840 bis 1850 — sein Geist auch in Schlesien, besonders aber im Breslauer Bauwesen, noch lebendig war und führte als Zeugen dafür den Stüler'schen Schloßanbau am Schloßplatz (1846), den Theaterneubau des jüngeren Langhans von 1839 bis 1841, das Schlesische Ständehaus an der Graupenstraße (das jetzige Kunstgewerbemuseum, erbaut 1846, umgebaut 1898) und schließlich das Gebäude des Generalkommandos an. Was das letztere anbetrifft, so gab er als Erbauungszeit (nicht ganz genau) die Jahre 1844 bis Mai 1845 an und schrieb, daß die Baukosten 122 000 Taler betragen und daß der Baumeister unbekannt ist. Auch wies er darauf hin, daß das Generalkommando in der Stilgebung dem nicht mehr bestehenden Palais Redern in Berlin, einem Bau Schinkels, stark verwandt war. Daß der Baumeister unbekannt sein sollte, schien im Hinblick darauf, daß der Bau ja noch nicht hundert Jahre alt ist, immerhin merkwürdig und einigermaßen zweifelhaft. Durch einen Zufall konnte der Verfasser dieser Zeilen den Namen des Architekten in einer wenig bekannten zeitgenössischen Quelle feststellen. In R. F. Fischers Geschichte und Beschreibung von Breslau (Breslau 1846, S. 97) heißt es: „Das Gouvernementsgebäude ist in den Jahren 1842 bis 1844 in dem burgähnliche Styl florentinischer Paläste nach dem Plane des Baurath Fleischer erbaut worden. Es enthält außer der Wohnung des commandirenden Generals einige Parterre gelegene Militärbureaus. Nach Osten und Süden ist es mit reichornamentierten Balkons von Zink geschmückt, mit einem bronzefarbigem Überzug, nach Süden und Westen mit einer Gartenanlage umgeben. Früher stand auf diesem Platze ein alter ritterlicher Bau, zur Commende des Malteserordens gehörig, dessen Eigentum vormals die gegenüberliegende Corporis-Christi-Kirche gewesen. Die auf der anderen Seite der Straße befindliche Wache erhielt, der Übereinstimmung mit dem Gouvernementsgebäude wegen, im Frühjahr 1846 einen zinnenartigen Aufsatz.“

Über die Person des hier genannten und bisher wohl gänzlich unbekanntem Baurats Fleischinger konnte der Verfasser bis jetzt nichts ermitteln, und vielleicht nimmt sich die kunsthistorische Forschung dieser Persönlichkeit, die wohl eine kleine Neuentdeckung darstellen dürfte, einmal an. Möglicherweise hat dieser Architekt sonst gar nichts Beachtliches hinterlassen, da wohl sonst sein Name nicht so gänzlich in Vergessenheit geraten wäre, aber der Bau des Generalkommandos ist für seine Zeit zweifellos eine beachtliche und interessante Schöpfung, so daß der Name des entwerfenden Architekten von Interesse ist und der Nachwelt bekanntbleiben sollte. Daß das Generalkommando von den Zeitgenossen sehr bewundert worden sein muß, entnehmen wir einem Führer durch Breslau aus dem Jahre 1858 (Dr. S. Luchs, Breslau, ein Führer durch die Stadt, Breslau 1858), der von dem „neuen, im florentinischen Palaststil des 15. Jahrhunderts, einfach großartig gehaltenen Gouvernementsgebäude“ spricht. Und noch in der Steinschen Geschichte Breslaus heißt es: „Das neue Kommandanturgebäude neben dem Theater an Stelle des ehemaligen Kreuzhofes in der Schweidnitzer Straße gelegen, wurde im Mai des Jahres 1845 vollendet. Dieses prachtvolle Gebäude bildet ein Karree, ist ca. 40 Meter und resp. 46 Meter lang, massiv, hat einschließlich des Souterrains drei Stockwerke, eine Durchfahrt, zwei Eingänge und enthält im ganzen 48 Räume. Zu dem Gebäude, das mit Einschluß der Straßenerhöhung und der Regulierung des Exerzierplatzes ungefähr 122 000 Taler kostete, gehören überdem ein 15 Meter langer und 12 Meter breiter innerer Hof, ein schöner Garten usw.“ — Auch hier wurde der Baumeister merkwürdigerweise nicht genannt.

*) Dr. J. Stein, Geschichte der Stadt Breslau im 19. Jahrhundert. Brsl. 1884, S. 194.

Das zwölfte Jahr

Arbeitsbericht über das Vortragswesen
des Universitätsbundes Breslau

Von **Ludolf Malten**

Der Bericht des Vorjahres*) hatte angedeutet, daß das Vortragswesen des Universitätsbundes im Winter 1935/36 in Gemeinschaft mit der NS-Kultur-gemeinde weitergeführt werden würde. Die Organisation wurde, nachdem die Einwilligung des Herrn Ministers eingeholt, in der Weise gestaltet, daß die örtlichen Vertrauensleute der NS-Kulturgemeinde in den einzelnen Städten zugleich Vertrauensleute des Bundes wurden. Zur NS-Kulturgemeinde trat im Spätherbst das Volksbildungswerk. Auch seine Vertrauensleute wurden örtliche Träger unseres Vortragswesens, in der Form, daß die beiden großen nationalen Bildungswerke entweder zu gemeinsamer Arbeit in einer Stadt sich verbanden oder so, daß sie örtlich miteinander alternierten. Damit hat sich die Form entwickelt, die einen in heutiger Zeit unmöglichen Parallelismus in eine Gemeinschaftsarbeit überführte.

Gesprochen wurde von 34 Rednern (infolge des Ausfalls des Monats März als Wahlmonat in einer etwas geringeren Zahl als in den Vorjahren) in 91 Vorträgen. Beteiligt waren 36 Städte, davon in Oberschlesien: Gleiwitz, Hindenburg, Katscher, Krappitz, Leobschütz, Namslau, Neustadt, Oppeln, Ratibor, Rosenberg, Ziegenhals; in Niederschlesien: Brieg, Bunzlau, Fraustadt, Frankenstein, Freystadt, Friedland, Glaz, Grünberg, Suhrau, Habelschwerdt, Haynau, Landeck, Pangenbielau, Lauban, Liegnitz, Militsch, Neusalz, Ohlau, Oels, Reichenbach, Schweidnitz, Strehlen, Striegau, Weißwasser, Wohlau.

* * *

Im Plan meines Lebens hatte ich ein Jahrzehnt für meine öffentliche Arbeit im Lande vorgesehen. Es sind zwölf Winter geworden, die beiden letzten als Übergang gedacht bis zur Konsolidierung der Formen des allgemeinen Kulturlebens im neuen Staat. Heut darf ich meine Aufgabe als vollendet ansehen.

Mein Dank gilt zum letzten Male dem vorgesetzten Ministerium, das durch die Gewährung der Mittel das Fundament schuf und mit seinem Vertrauen das Gewicht der Verantwortung und die Frucht des Gelingens in meine Hand gab. Minister Ruff, Ministerialdirektor Wahlen, Ministerialdirigent Wachér, nicht zuletzt Geheimrat Gürich sei für das segensvolle Interesse, das sie unseren Ostdingen zuwandten, im Namen unserer Gemeinschaft von Herzen gedankt.

*) Schlesische Monatshefte 1935, Heft 7. Vgl. die früheren Berichte: Jahrgang 1927, Heft 6; 1928, Heft 5; 1929, Heft 8; 1930, Heft 4; 1931, Heft 5; 1932, Heft 6; 1933, Heft 5; 1934, Heft 7.

Die feste Grundlage für unser Werk bot die unverrückbare treue Hilfe eines großen Teils unserer Dozenten. Sie hat erreicht, daß unsere Universität wieder in das Land, in die Gemeinschaft der Menschen hineingerückt worden ist. Gerade noch der Appell des letzten Winters hat eine vordem nie erreichte Zahl zu selbstlosem Wirken vereint.

Von ihrer Seite hat die Provinz uns ihre besten Männer gestellt, die die mühselige Arbeit des Aufbaus im einzelnen Ort auf sich nahmen.

So darf am Ende doch der Glaube stehen, daß das Wirken dieser zwölf Jahre, das von Anbeginn an ein soziales und nationales war, bei denen, die unsere echten Hörer waren, die stille Verbundenheit im Geiste uns wahren wird, um die sich zu mühen so köstlich war.

* * *

Die Themen:

Schlesien:

Geologie der Heimat. Schlesiens Landschaften. Schlesische Erzlagerstätten. Wanderungen eines Naturforschers in den Bergen der Heimat. Schicksal und Schönheit des Riesengebirges. Die Pflanzenwelt der heimischen Landschaft. — Der geschichtliche Aufriß des Ostraumes. Wandalismus und die Wahrheit über die schlesischen Wandalen. Neue Beiträge zur mittelalterlichen Besiedlung Schlesiens. Die kulturelle Auswirkung Schlesiens im Mittelalter. Die Hussiten in Schlesien. — Die schlesische Mundart. Schlesiens Stammestum in schlesischer Dichtung. Aus Schlesiens musikalischer Vergangenheit.

Nachbarländer:

Die Slaven in Geschichte und Gegenwart. Der Grenzraum gegenüber der Tschechoslowakei. Völkische Dichtung der Tschechen und Polen. Die ober-schlesische Polenbewegung. Das Korridorproblem. Das Auslandsdeutschtum des Donauraumes. Deutsches Land im Süden.

Geologie, Paläontologie, Erdkunde:

Die ruhelose Erdrinde. Das Antlitz der Alpen; sein Werden und Vergehen. Die lebendige Landschaft. Die Entstehung der schlesischen Landschaft. — Land und Leute in Nordwestdeutschland. Geopolitische Betrachtungen über Ostpreußen und das Memelland. Reise durch Skandinavien und Finnland. Geopolitik der Mittelmeerländer. Spanien; Mensch und Landschaft.

Mineral- und Gesteinkunde:

Über den stofflichen Aufbau des Erdkörpers. Die mineralischen Rohstoffe Schlesiens. Über die moderne Bedeutung des Begriffs „Kristall“ und seine beherrschende Rolle in der Naturwissenschaft und Technik.

Geschichte:

Kann uns die Geschichte eine Lehrmeisterin sein? Die Stellung der Frau im Wandel der Jahrtausende. Okzident und Orient — ihr Wesen und ihre weltgeschichtlichen Wechselwirkungen. Der moderne Orient und seine geschichtlichen Probleme. Nordische Völker in der Welt des alten Orients. Was wissen wir von den ältesten Ariern? Die Verklärung der Geschichte im Lichte der Heldensage bei Griechen und Germanen. Rom als Idee in Geschichte und Gegenwart. Das erste Auftreten der Germanen in der Geschichte. Wie sahen unsere germanischen Vorfahren aus? Die erste Befreiungstat des deutschen Volkes. Arminius—Theoderich—Chlodweh. Der deutsche Ritterorden. Die Prager deutsche Universität in Vergangenheit und Gegenwart. Der einsame Weg Deutschlands. Gegenwart und Geschichte, eine Lebensfrage der deutschen Erneuerung. Französische Bündnispolitik. Gegenwartsprobleme des englischen Weltreiches. Das Wesen des britischen Faschismus. Sprachreinigung in der modernen Türkei. Chile als Lebensraum.

Kunst, Musik, Theater:

Nordische Kunst. Deutsche Dome. Deutsche Kunst in Polen — Ergebnisse einer Studienreise. Auf den Spuren unserer Ahnen in Italien. — Völkische Eigenart in musikalischen Kulturkreisen. Friedrich der Große als Musiker. Der Gedanke der Deutschtum bei Richard Wagner. — Bilder aus der deutschen Theatergeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart.

Philosophie und Weltanschauung; Literaturgeschichte und Volkskunde:

Philosophie und nationalsozialistische Weltanschauung. Volkstum als philosophisches Problem. Persönlichkeit und Gemeinschaft, die sittliche Grundfrage der deutschen Gegenwart. Klassizismus und Humanismus. — Germanisches Volksgut und Rechtsempfinden in Dichtung und Kultur des alten Island. Volkstum und Landschaft im deutschen Bauernroman der Gegenwart. Der nationalpolitische Kampf um die Romantik in Frankreich. Shakespeare im Lichte der nationalsozialistischen Idee. — Glaube, Sitte und Brauch unserer Vorfahren im Spiegel der Sprache. Deutsche Volkskunde als Grundlage gegenwärtiger Volkserziehung. Die deutschen Stämme im Lichte moderner Volksforschung. Die Grundlagen der Volksgemeinschaft.

Religion und Religionswissenschaft:

Der heldische Mensch — seine Spuren in Glaube, Mythos und Geschichte. Runen und germanische Mythologie. Das Bild Christi als Ausdruck christlicher Frömmigkeit. Das Wesen des christlichen Gottesdienstes. Glaube und Mystik. Luthers Verdienste um das Kirchenlied. Die sozialen Führer des deutschen Protestantismus. Schleiermacher als patriotischer Prediger.

Staatslehre und Wirtschaftswissenschaft:

Die rechtliche Lage der europäischen Nationalitäten. Der Aufbau des nationalsozialistischen Staates. Wege und Ziele der Reichsplanung. Die wirtschaftswissenschaftlichen Grundlagen des Weltkampfes gegen die Arbeitslosigkeit. Die Grundgedanken des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit. Die Rechtsgrundlagen des Reichsnährstandrechtes. Grundzüge des Reichserbhofrechtes. — Der Wahnsinn der Weltwirtschaftskrisis. Die Wirtschaftsverfassungen der Gegenwart. Volk und Wirtschaft. Der Einfluß der Rasse auf die zwischenstaatlichen Wirtschaftsbeziehungen.

Rassenhygiene und Rassenkunde; Vererbungslehre und Biologie:

Rassenhygiene im Wandel der Zeiten und Weltanschauungen. Der bevölkerungspolitische Aufbau im Dritten Reich. Die wichtigsten Grundbegriffe der Vererbungslehre und ihre Bedeutung für Volk und Staat. Die Wirkungen der Umwelt auf den Organismus und deren Rolle im Erbgesehen. Über das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses. Gestalten und Schicksale der Erbträger. Neuere Ergebnisse der Vererbungsforschung bei Pflanze, Tier und Mensch. — Grundfragen der Biologie. Moderne Entwicklungsbiologie und Weltbild.

Medizin:

Die Kinderheilkunde. Einblick in unsere neuzeitliche Pflanzenernährung. Wie verarbeitet der menschliche Körper seine Nahrung?

Astronomie, Zoologie, Botanik:

Die Expedition der Breslauer Universitäts-Sternwarte nach Südwestafrika. Das Saturnsystem und seine Entwicklung. Venus und Mars. — Erdgeschichte der Wirbeltiere. Wie verständigen sich die Ameisen? — Deutsche Heilpflanzen in Sage, Poesie und Heilkunst.

Landwirtschaft:

Grundgedanken der nationalsozialistischen Agrarpolitik. Was ist unser Erdboden für den Bauer und wie lernt ihn der Städter kennen? Die Tierzucht in der Erzeugungsschlacht heute und morgen. Zucht und Rasse (vom Tierzüchter gesehen). Das Tier in der Wirtschaft des Menschen. Unsichtbare Lebewesen als Helfer und als Feinde in der Landwirtschaft und im Gartenbau.

Leibesübungen:

Olympia als Sportplatz und Feststätte. Wandern, Bergsteigen und Skilaufen in deutschem Geist. Aufgaben der Leibeserziehung im neuen Staat.

Verschiedenes · Schrifttum

Breslauer bei der Musikolympiade

Kantate „Der Läufer“ von Harald Genzmer und Paul Schmidtman

Bei dem Olympischen Musikwettbewerb, dessen Einsendungs-schluss für die Vorprüfung der deutschen Werke am 1. April war, werden zwei Mitglieder der Breslauer Oper Deutschland vertreten. Die Entscheidung des Preisrichterkollegiums, dem Dr. Peter Raabe, als Präsident der Reichsmusikkammer, Prof. Dr. Graener, Heinz Ihler, Prof. Gustav Havemann, Prof. Dr. Fritz Stein, Prof. Georg Schumann, Prof. Max Crapp und Prof. Heinz Tieffen angehörten, ist in der Gruppe A auf die Kantate „Der Läufer“ für Sopran- und Bariton solo, großen Chor und Orchester von Harald Genzmer, dem Korrepetitor der Deutschen Oper in Breslau, gefallen. Die Texte zu dieser Kantate, die damit im internationalen Wettbewerb zur Wahl steht, schrieb Tenorbuffo Paul Schmidtman, der den Breslauern von vielen Opernaufführungen her bekannt ist.

Die Olympische Preiskrönung erfolgt erst nach Eingang der Werke aus den gemeldeten Ländern durch eine internationale Jury, deren Zusammensetzung noch bekanntgegeben wird.

Der ostdeutsche Maler Hans Jürgen Kallmann

Der in Berlin lebende Maler Hans Jürgen Kallmann zeigt im Kölnischen Kunstverein erstmalig in einer größeren, geschlossenen Schau seine Arbeiten, die ihn als eine der eigenwilligsten Erscheinungen der jungen Malergeneration ausweisen. Kallmann ist Autodidakt, aber von ungewöhnlicher Erlebnisfähigkeit. Ein Stipendium der Lincoln-Stiftung ermöglichte ihm den mehrmaligen Aufenthalt in der weiten Landschaft Schleswig-Holsteins. 1934 und 1935 erschloß ihm der Kompreis des Preussischen Kultusministeriums Italien. Aber ihn fesselten nicht klassische Schönheit und Würde des Maßes. Er blieb ergriffen vom Erlebnis der Masuren und der Nächte der meerumschlungenen Provinz. Kallmann malt mit Vorliebe Tiere in ungewissen, nächtlichen Landschaften von gespenstischer Unwirklichkeit und exotische Tiere, die zu monumentaler Einsamkeit und erschreckender, drohender, oft gespenstisch übersteigter Mächtigkeit aufwachen. Wundervoll erfasst ist ein schreitender Silberlöwe. Bei den Affendarstellungen aber vermag der Maler seine Phantasie nicht mehr zu zügeln; hier droht ihm Gefahr, sich zu überschlagen oder ins Plakat zu verlieren. Wenn er aber Uhu und Eulen, Tiere unserer Welt, im schwarzen Geäst und magischem Licht des Mondes, im Zwielflicht der Dämmerung und über seltsam nebelüberwallten Landschaften beschwört, so daß man glaubt, ihren unheimlichen Flügel Schlag zu hören; dann glaubt man ihm wie ahnungsvollen dunklen Märchen, die Wahrheit sind.

R. S. Bodensiek

Beiträge zur Geschichte der Stadt Breslau

Zum ersten Heft der neuen Veröffentlichungsreihe

Das Material zur Breslauer Stadtgeschichte ist nicht nur sehr weitläufig, sondern auch so zerstreut, daß jede Arbeit über die Geschichte der schlesischen Hauptstadt umfangreiche Vorbereitungen in der Zusammenstellung und Sichtung des Stoffes erfordert. Während Reisse und Piegnitz wissenschaftliche Vereine haben, welche im Rahmen der Geschichte der einstigen Herzogstümer in erster Linie die Geschichte der alten Fürstentumshauptorte behandeln, fehlt in Breslau bis heute ein örtlich begrenzter heimatgeschichtlicher Verein; vielmehr gehört die Breslauer Geschichte zu den Hauptarbeitsgebieten der ganz Schlesien angehenden wissenschaftlichen Vereine und Institute, teilt also mit der schlesischen Landeskunde die beklagenswerte Zersplitterung des Materials und das Fehlen umfassender moderner Arbeiten. Die Bahnbrecher der Breslauer Stadtgeschichtsforschung — wir nennen nur Colmar Grünhagen und Hermann Puchs — gehören in die Geschichte der schlesischen Landesforschung. Eine Sonderstellung nimmt jedoch der

Mann ein, der 1874 an die Spitze des Breslauer Stadtarchivs trat und von hier aus für die Breslauer Ortsgeschichte richtunggebend geworden ist: Hermann Markgraf. In der Geschichte der amtlichen Veröffentlichungen zur Vergangenheit der deutschen Städte steht Breslau — sehr im Gegensatz zum ortsgeschichtlichen Vereinswesen — in vorderster Linie: Breslau war nächst Köln die erste deutsche Großstadt, welche eine wissenschaftliche Schriftenreihe ihres Stadtarchivs begründete. 1894 begründet, fanden diese „Mitteilungen aus dem Stadtarchiv und der Stadtbibliothek“ mit dem Weltkrieg und dem Tode Hermann Markgrafs ihr Ende. Erst die Vorbereitungen auf die 700-Jahrfeier der schlesischen Hauptstadt im Jahre 1941 haben zur Wiederaufnahme der amtlichen Veröffentlichungen zur Breslauer Stadtgeschichte geführt und bereits zwei Veröffentlichungen hervorgebracht, welche die Form der zukünftigen Arbeiten grundsätzlich zeigen. In diesen Blättern ist bereits die Monographie über den Breslauer Ring von Rudolf Stein behandelt worden; sie ist das Beispiel einer gediegenen Einzeluntersuchung in der Form einer umfassenden (und zugleich recht repräsentativen) Veröffentlichung, die von einer bestimmten Problemstellung aus eine Fülle von Gesichtspunkten für die weitere stadthistorische Arbeit gibt (womit nicht gesagt sein soll, daß wir allen Thesen Steins zustimmen).

Den zweiten Veröffentlichungstyp zeigt das vorliegende erste Heft der „Beiträge zur Geschichte der Stadt Breslau, im Auftrage des Oberbürgermeisters herausgegeben vom Städtischen Kulturamt“ (Breslau, Verlag Priebsch, 1935). Die Aufgabe dieser Reihe ist es, in loser Folge Aufsätze zur Breslauer Stadtgeschichte zu veröffentlichen; es soll dabei versucht werden, die Aufsätze unter bestimmten Zeitgesichtspunkten zusammenzustellen. Wir sehen diese Bemühung bereits im ersten Heft, das vor allem den Anfängen der schlesischen Hauptstadt gewidmet ist. Nach einem Geleitwort von Oberbürgermeister Dr. Fridrich, welcher der neuen Reihe die Aufgabe gibt, in dem geschichtlichen Stoff die Fäden aufzuspüren und zu verfolgen, „welche aus der Vergangenheit in die Gegenwart führen“, gibt der wissenschaftliche Leiter der „Beiträge“, Stadtarchivdirektor Dr. Otfried Schwarzer, einen Überblick über die Entwicklung der stadthistorischen Forschung und den Anteil Breslaus an derartigen Arbeiten. Es ist besonders erfreulich, daß sich Dr. Schwarzer nicht auf diese notwendige Einführung beschränkt, sondern auch am Schluß des ersten Heftes die Ergebnisse der ersten Veröffentlichungen zusammengestellt hat, um so erfreulicher in einem Heft, dessen Mitarbeiter in wesentlichen Fragen zu erheblich verschiedenen Ergebnissen kommen. Von drei Seiten werden die Anfänge Breslaus angepackt: durch Ernst Maetschke vom geschichtlichen Material her, durch Rudolf Stein von der Stadtplanforschung aus und durch Theodor Soerlich, dessen Forschungsweise eine glückliche Verbindung von rechtsgeschichtlichen Fragestellungen und Archivforschung zeigt.

Die schlechte Quellenlage über die Frühzeit von Breslau zwingt nicht nur zu einer wirklichen Ausschöpfung der Quellen und der geschichtlichen Literatur, sondern ebenso zur Anwendung der Forschungsmethoden der Vor- und Frühgeschichte, der Rechts- und Verfassungsgeschichte und schließlich der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, welche zusammen erst eine wirkliche neue Sicht und eine bessere Auswertung mancher längst erschlossener Materialien ermöglichen. Die gesamte landeskundliche Forschung kann und muß von dieser neuen Forschungsmethode hier fruchtbarer gemacht werden. Um so bedauerlicher ist die Tatsache, daß Ernst Maetschke in seinem Beitrag „Aus Breslaus Frühzeit (1000—1250)“ das gesamte vorgeschichtliche Schrifttum kaum berücksichtigt hat. So kommt er zu einer Unterschätzung des Oderüberganges am Breslauer Sand und damit zu einer gefährlichen Verschiebung der Grundelemente der Breslauer Frühgeschichte. Was soll man dazu sagen, daß in dem vorliegenden Heft an einer Stelle von den alten Befestigungen des Oderüberganges in Oswitz die Rede ist, Wehrbauten, die in Wahrheit in der Mitte des Jahrtausends vor Chr. bereits zerstört worden sind? Es ist zu begrüßen, daß sich auch Maetschke gegen Schulte's Annahme wendet, die älteste Breslauer Burg wäre in der Nähe der jetzigen Holsteihöhe zu suchen, um so bedauerlicher, daß die Tatsache des Nebeneinanders

MI KO	Die Brücke zu Ihrem Erfolg!	MI KO
	Individuelle Oberhemden nach Ihren Körpermaßen — Krawatten nach Ihrem eigenen Geschmack —	
Kais.-Wilh.-Str. 12 MIKO Inh. Hanns STRUNZ Haus Huthmacher		

von Burg und Dom auf der Breslauer Dominsel (die wir für die Frühzeit besser Burg-Dominsel nennen) nicht in höherem Maße für die Breslauer Frühgeschichte fruchtbar gemacht wird. Methodisch höchst bedenklich ist es, wenn Maetschke ohne wirklichen Beweis zur Konstruktion eines Gaues um den Markort Domslau kommt, den er auf Grund einer angeblichen Befestigungslinie vom Gau Jlasane (Slenzane) abtrennt. Leider befinden sich von den angeblichen Wehranlagen an zwei Orten lediglich mittelalterliche Wasserfestungen, während an den anderen Orten überhaupt keine Wehrbauten bekannt sind, wie ein Blick in den Aufsatz Max Hellmichs, „Schlesische Wehranlagen“ (Altshlelien III 37 ff.), ja selbst in Vugs phantasievolle „Schlesische Heidenburgen“ gezeigt hätte. Holtmanns Thesen über die Gründung Breslaus durch einen Böhmenherzog Wratislav sind durch Maetschke nicht widerlegt. Die Annahme, daß Breslau ursprünglich ein Furtort an der Ohle wäre, ist nur dadurch verständlich, daß die Bedeutung des alten Oderüberganges nicht gesehen ist. Es ist wirklich nicht verständlich, daß das schlesische Bistum ausgerechnet auf der Breslauer Burginsel begründet wird, und daß die Pilger zum Grabe des hl. Adalbert in Gnesen den Oderübergang über den Breslauer Sand benutzt haben sollen, wenn andererseits der „richtige“ Oderübergang bei Oswitz gewesen wäre, wo man mehr als anderthalb Jahrtausende vorher Burgen zum Schutz des Oderüberganges geschaffen hat. (Es ist nicht glaubhaft, daß der Oswitzer Übergang einen „weltlichen“, der Breslauer Übergang einen mehr „geistigen“ Charakter getragen hat.) Nur am Rande soll angedeutet werden, daß für die Pilgerfahrten nach Gnesen keine vier Jahrzehnte in Frage kommen (bis 1039!), und daß ihre Bedeutung für die Breslauer Geschichte nicht überschätzt werden sollte, selbst wenn man mit Partsch annimmt, daß die schlesischen Adalbertkirchen mit der Erinnerung an diese alten Wallfahrten zusammenhängen.

Noch fragwürdiger sind die Unterlagen dafür, daß man sich in der Frühzeit ausgerechnet über Strehlen von Magdeburg nach Krakau begeben hat. Es sollte in Zukunft nicht mehr möglich sein, daß Aussagen über alte Straßenzüge ohne Berücksichtigung des vor- und frühgeschichtlichen Fundmaterials ausgesprochen werden.

Wir brechen hier ab, da es nicht die Aufgabe einer Buchbesprechung sein kann, eine Einzelkritik zu geben; es wären auch zu den Thesen von Stein und Goerlit eine Reihe von Fragen aufzuprechen, Fragen, die sich bei Stein schon im Anschluß an seine erwähnte Monographie ergaben. Zu der Arbeit von Stein sei lediglich festgestellt, daß der Anmerkungsapparat keine kritische Stellungnahme in jedem Fall ermöglicht, und daß das lediglich „stillschweigende“ Anführen seines Werkes über den Ring die wissenschaftliche Kritik erschwert. Wenn Goerlit am Beispiel des Hofes „zwischen den beiden Gräben“ einen Beitrag zur „Ortskunde von Breslau“ in der ältesten Zeit gibt, dann kann seine gediegene Arbeitsweise für ähnliche Untersuchungen der Grundbesitzverhältnisse vor der Stadtgründung von 1241 richtunggebend sein; sind doch diese Grundherrschaften zugleich Verbände mit bestimmten rechtlichen und wirtschaftlichen Funktionen, deren Kenntnis erst die Topographie des ältesten Breslaus wirklich klären kann, auch das Neumarktproblem, das durch das vorliegende Heft wesentliche Anregungen erfährt. Die Erklärung des Namens „Ring“ als eines rings umbauten Platzes, auf dem das Stadtgericht gehalten wird, ist recht einleuchtend, dagegen kann der Versuch, die Magdeburg-Goldberger Rechtsmitteilung aus der zweiten Hälfte der Regierungszeit Heinrichs I. (zwischen 1211 und 1238) auf das älteste deutsche Breslau zu beziehen, nicht überzeugen, zeigt doch das Dokument eine Rechtslage, in der sich weder Goldberg noch Breslau, sondern vielmehr Magdeburg die gemeinsame Mutterstadt des Stadtrechtes befindet. Festzuhalten ist aber aus den Arbeiten von Maetschke, Stein und Goerlit, daß der deutschen Stadtgründung von 1241 bereits ein älteres deutsches Gemeinwesen in Breslau vorausging.

Soffen wir zusammenfassend, daß das erste Heft der „Beiträge“ die Aussprache über die Breslauer Geschichte ebenso anregen wird, wie der erste Band der Monographien, und daß beide Veröffentlichungsreihen dazu mithelfen, daß die geplante repräsentative Stadtgeschichte eine großangelegte und gutbegründete Arbeit wird, würdig der reichen Geschichte der schlesischen Hauptstadt.

Hermann Uhtenwoidt.

Agnietendorf 1936.

500 bis 750 Mr. ü. d. M. — Beliebter Luftkurort

Bahnstation: Hermsdorf/Ry. * Omnibusverbindung * Prospekt d. d. Gemeindevam

Thermalquellen (44° C)
Moorbäder

Bad Warmbrunn im Riesengebirge

heilt
Rheuma, Gicht, Ischias
Frauenleiden, Altersstörungen
Neues Badehotel Quellenhof
ganzjährig geöffnet!

Zur Verleihung der Agnes-Miegel-Plakette

„Über der Weichsel drüben,
Vaterland, höre uns an.“

Den Einwänden, die von jeher gegen die Kunstgattung der Ballade erhoben worden sind, hat sich im vergangenen Jahre unter dem anspruchsvollen Titel „Balladendichtung und Weltgefühl“ eine Bonner Dissertation zugesellt. Ihr Verfasser kommt nach langwierigen und schwer durchschaubaren Untersuchungen zu dem Schluß: . . . „daß sich in keinem je als Ballade bezeichneten Gedicht echt heroischer Geist und Sinn für hochgemute Heldengröße bis zur Vernichtung findet . . .“, und „daß es sich bei den Balladendichtern um Menschen handelt, die an der Grenze des Volkes einzuzeichnen sind . . .“

Da der Begriff der Balladendichtung fest umrissen und mit den Namen bestimmter Dichterpersönlichkeiten, darunter mit dem von Agnes Miegel, verknüpft ist; da andererseits die erwähnte Doktorarbeit von einem weithin bekannten Germanisten betreut wurde, muß man sich über den Wert eines solchen Urteils klarwerden. Es ist sachlich falsch, denn die Ballade hat den gleichen Entwicklungsgang durchlaufen wie der Roman, den noch Schiller mit Recht als Halbkunst bezeichnete und der dann doch durch die dichterische Kraft späterer Geschlechter zur ebenbürtigen Form erhoben wurde. Die Bonner Untersuchung ist aber auch in der Haltung unecht, weil sie über Bündeln bedruckten Papiers den Lebenseinsatz derer mißachtet, die wie Agnes Miegel von sich sagen dürfen:

„ . . . sang ich, mir selber kaum deutbar,
was Schatten und Erde mich lehrten,
sang ich Liebe und Tod —
sang ich das eig'ne Geschick.“

Vor solchen Worten erscheint das „Weltgefühl“ in jener Doktorarbeit nur als ein zweifelhaftes Unbekanntes, mit dessen Hilfe man sich um ein klares Bekenntnis herumdrücken kann.

Rufen wir doch einmal die Gestalten der Dichterin auf: Heinrich von Plauen und Henning Schindekopf, die sieben Ordensbrüder, Agnes Bernauerin und die Gräfin Gleichen, die Frauen von Ridden, Peter Harden, Simon Dach und den blinden Pfarrer am Draußensee, — und fragen, ob sie nicht in Leiden, Kampf und Tod über ihre Heimat hinauswachsend den ganzen Umfang des Lebens und der Welt zu erfüllen vermögen.

Wer diese Gestalten und ihre Schöpferin nur „an der Grenze des Volkes einzeichnen“ will, beweist uns lediglich, welche Gefahren der Dichtung drohen, wenn sie bei Deutung und Vermittlung in die Hände unkünstlerischer Menschen gerät. Da ist die Stimme eines anderen gewichtiger, der selber den Sinn besaß, das Bienenbrausen der See zu hören und das Leuchten der Bernsteinkronen zu sehen: diese wählerische und sparsame Kunst, die von den einfachsten zwei Schlägen des Herzens lebt, die mit jedem Ton das einzig Mögliche trifft, die bei freiestem Tonfall jedes Verses die härteste Strophe der Strophe entfaltet, hat der ostpreussischen Wortkargheit, der Einsamkeit und der verschwiegenen Größe der Ostnatur Stil gegeben. (Josef Radler.)

Wir können uns auf dieses Urteil besser verlassen, weil es die Kunst über den Menschen stellt. Seit der Schaffung des nationalsozialistischen Staates hat man das bereits vorhandene

LANGENBIELAU

im Eulengebirge

Landschaftliche Schönheiten
Herrliche Gebirgszüge

Auskunft durch den Verkehrsverein e.V.

„Einsiedler-Freutler“-Balsam
für Magen, Darm und Herz!

MOHREN-APOTHEKE, GLATZ/SCHL.

LÖH An- und Verkauf
Kunst- und
Antiquitäten

Breslau 2, Gartenstraße 83
gegenüber Landeshaus, Ruf 27602

Besucht
Schweidnitz

die Stadt des großen Preußenkönigs, die Heimat des
unvergessl. Flügelhelden Manfred Freiherrn v. Richthofen
u. die Geburtsstadt des Nationalsozialismus in Schlessen

und das neu erscheinende Schrifttum einer Prüfung auf seine weltanschauliche Zuverlässigkeit hin unterzogen. Wir alle kennen diese Säuberungsaktion und wissen, wie notwendig sie war. Es ist auch an die Dichter die Frage gerichtet worden, ob sie zur Mitarbeit an den kulturellen Aufgaben unserer Volksgemeinschaft bereit seien. Ihre Antwort darauf gaben sie, nicht indem sie uns ihr persönliches Leben enthüllten, sondern indem sie uns ihre Schöpfungen vorwiesen. Der Dichter weiß, daß er keine andere äußere Erscheinung haben darf als die Erscheinung seines Werkes. Ihn als Privatperson beurteilen, heißt den Sinn der Kunst verkennen, die durch sich selbst besteht als ein Geschenk der ewigen Mächte an das eigene Volk, ebenso wie an fremde Völker. Die persönliche Lebensführung wird ohnehin durch die Größe der Verantwortung bestimmt und ist an ihr zu messen. Es kann freilich geschehen, daß sich hinter dem Gestalten eines Dichters das Opfer eines von Zweifeln und Irrungen zerrissenen Lebens verbirgt. Wenn es ihm aber gelungen ist, ein in Haltung und Ausdruck geschlossenes Werk zu schaffen und damit das Vorbild, dem er selber nachtrachtet, gültig vor uns hinzustellen, so ist uns nicht Prüfung geboten, sondern Ehrfurcht.

Auf dem Wege über diese Erkenntnisse läßt sich ein Weltgefühl gewinnen, das den Standort der Balladendichter, und insbesondere Agnes Mieglers, gerechter beurteilt, als es in der Bonner Schrift geschieht.

Aber wer dachte daran, die geistige Erscheinung Agnes Mieglers in den Begriff „Balladendichtung“ einzusperren, als am Geburtstagsmorgen dieses Jahres die Rundfunkchar des BDM vor der Wohnung der Dichterin in der stillen Straße am Königsberger Tiergarten sang:

„Ich hörte heute morgen
am Klippenhang die Stare schon.
Sie sangen wie daheim,
und doch war es ein anderer Ton.

Und blaue Veilchen blühten
auf allen Hügeln bis zur See.
In meiner Heimat Feldern
liegt in den Furchen noch der Schnee.“

Was in diesen Versen vernehmbar wird, scheint zunächst nur die Stimme irgendeiner Heimatsehnsucht zu sein, doch klingt in nie gehörter Eindringlichkeit ein Ruf mit, der nicht aus einer einzelnen Menschenbrust, sondern aus den Tiefen der Erde hervorbringt. Was ist das für ein Land, das eine solche Liebe hegt?

In immer neuen Bildern offenbarte Agnes Miegel die östliche Heimat, besang die Größe ihrer Geschichte und die Schönheit ihrer Landschaft, trug die Kunde davon in hohem Sinne werbend „über die Weichsel“ ins Reich und fand dort desto nachhaltigeren Widerhall, je stärker ihr Kunstvermögen war.

Wer sich in Zukunft Heimatdichter nennen will, wird Agnes Mieglers Werk zum Maßstab für das eigene Schaffen wählen müssen. Und es ist die besondere Aufgabe der jungen ostpreussischen Dichtung, nicht wieder hinter diese Linie zurückzugehen, sondern die Leistung Agnes Mieglers für den ostdeutschen Kulturraum fruchtbar zu machen. So wollen wir auch die Feierstunde im alten Kneiphöfischen Rathaus verstanden wissen, auf welcher der Dichterin durch die Amtsleitung der NS-Kulturgemeinde die Agnes-Miegel-Plakette verliehen wurde. Denn diese Auszeichnung bedeutete vor allem einen Aufruf an die jungen Dichter des Ostens, der Heimat und damit Deutschland ebenso inbrünstig zu dienen — und dann allerdings war in dieser Ehrung auch ein Dank an Agnes Miegel enthalten, der niemals ganz abgetragen werden könnte, läge er nicht schon in sich beschlossen.

Carl Waldamus

Für den Sommer!

Seidenstoffe ~ Waschstoffe ~ Wollstoffe

Breslau, Schweidnitzer Straße 1, am Ring



Die deutsche Frau von Kultur und Geschmack

wählt Ihren **Frühjahrshut** bei
Frida Skubella Putzmachermeisterin

Breslau 1, Feldstr. 16, hptr. gegenüber Postscheckamt / Fernsprecher 26730

Schlesisches Wörterbuch, herausgegeben von Theodor Siebs und Wolfgang Jungandreas, Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau.

Die deutschen Mundarten sind dem Untergange geweiht. Das kann, so schmerzlich die Tatsache auch ist, nicht verhindert werden. Die einzige Möglichkeit, den untergehenden Sprachschatz zu retten, besteht darin, ihn in groß angelegten, umfassenden Werken und Wörterbüchern aufzuzeichnen.

Die meisten Gauen haben solche Wörterbücher. Auch in Schlesien gibt es schon geraume Zeit eins, doch war es bisher weiteren Kreisen nicht bekannt, da es noch nicht gedruckt, sondern nur in handschriftlichen Sammlungen bestand. Die Drucklegung dieses für Schlesien unendlich bedeutungsvollen Werkes hat jetzt begonnen, eine Lieferung ist erschienen, die zweite folgt in allernächster Zeit.

Das Schlesische Wörterbuch zeichnet den ganzen, reichen Sprachschatz der schlesischen Mundarten auf, und zwar lautgetreu, das heißt so wie die schlesischen Mundarten gesprochen werden; darüber hinaus auch die schlesische Sprache der älteren Zeit, die uns in Briefen, Urbarien, Schöppenbüchern und anderen Quellen überliefert ist. Dadurch ist es möglich, manches Alte zurückzugewinnen und manches Unverständliche zu erklären. Es gründet sich vornehmlich auf die handschriftlichen Sammlungen aus dem Kreise der engsten Mitarbeiter. Der Wortschatz der schlesischen Heimatdichter findet in dem Wörterbuche seinen Platz. Zu den Sammlungen aus gedruckten und ungedruckten Quellen, aus lebender Sprache und geschichtlichem Sprachgut, auf denen das Wörterbuch sich aufbaut, tritt eine dritte: seit ungefähr zwei Jahren werden Fragebogen ins schlesische Land hinausgeschickt, um bedeutsame Wörter und Wendungen zu erfragen und aufzunehmen. Die Ergebnisse dieser Fragebogen werden in Karten ver-

arbeitet, die dem Schlesischen Wörterbuche beigegeben werden und ein Bild über die Verbreitung der interessanten Wörter vermitteln. Die zweite Lieferung soll bereits einige solche Karten enthalten.

Es soll nach Möglichkeit der gesamte Wortschatz der schlesischen Mundarten erfasst werden. Jedes Wort wird, soweit dies möglich ist, nach Sinn und Ursprung erklärt. Zu jedem bedeutenderen Wort wird ein Satz gegeben, der es im Sinnszusammenhang zeigt. Hier werden sehr oft Redensarten und Sprichwörter benutzt, die in ihrer natürlichen Verbtheit und Frische erfreuen. Die gebräuchlichen schlesischen Namen, Ortsnamen, Flurnamen und Familiennamen werden aufgenommen und erklärt. Im allerreichsten Maße tritt die schlesische Volkskunde mit in Erscheinung, sie ist vertreten durch Redensarten, Sprüche, Lieder, Kinderverse, Auszählreime, Sitten und Bräuche, Aberglaubensvorstellungen, Volksheilkundliches, Namen von Volkstänzen, Bezeichnungen von Trachtenstücken, landwirtschaftlichen Geräten und vieles andere mehr.

So wird das Schlesische Wörterbuch ein unentbehrliches Nachschlagewerk für die Lehrer aller Schulen. Aber auch die anderen Leser finden darin Belehrung und Anregung, darüber hinaus auch Freude und Unterhaltung, denn unter den Belegen findet sich sehr viel Drolliges und Humorvolles, daran ist ja die Mundart unendlich reich. Auf diese Weise wird das Wörterbuch ein wahres schlesisches Hausbuch.

Der Gauleiter und Oberpräsident hat dem Schlesischen Wörterbuche ein Geleitwort gegeben, in dem er u. a. sagt: „Ich hoffe auch, daß dieses Werk besonders unserer Lehrerschaft bei ihrer Erzieherstätigkeit wertvolle Dienste leisten wird, und wünsche ihm eine weite Verbreitung“.

Es ist nur zu hoffen, daß diese letzte Mahnung recht beherzigt wird und das Wörterbuch die ihm zukommende Verbreitung

B a d
Salzbrunn
Schlesien

Prospekt durch die Kurverwaltung

Katarrhe
Asthma
Zucker
Nieren
Gicht

Bad Rindow

bei

Herz-, Nerven-, Nieren-, Rheuma- u. Frauenleiden

Spezialbad bei Drüsen-Erkrankungen. Insbes. Basedow 28tägige Pauschkur 255.— RM. Vergünstigungskur 215.— RM. Hausrinksuren mit der berühmten **Eugenquelle (einzigartige Arsen-Eisenquelle) u. der radioaktiven **Goetholdquelle** Prospektre durch die Kurverwaltung u. Reisebüros!
In eig. Regie: „Kurhotel Fürstenhof“**

findet; dann erst, wenn die in ihm aufgespeicherten Schätze des Volkstums im Volke lebendig werden, ist seine Aufgabe in Wahrheit erfüllt. Dr. Sch.

Das Märzheft der bekannten Zeitschrift des Deutschen Auslands-Instituts Stuttgart „Der Auslandsdeutsche“

erschien soeben als stattliches Sonderheft unter dem Leitgedanken: Stuttgart und das Deutsche Auslands-Institut. Das Heft will, wie das Geleitwort des Oberbürgermeisters von Stuttgart und Vorsitzenden des Instituts, Dr. Strölin, zum Ausdruck bringt, ein Bild geben von der das Deutschtum der ganzen Erde umspannenden Wirksamkeit des Deutschen Auslands-Instituts und zugleich die Verankerung dieser Arbeit im schwäbischen Land und seiner Hauptstadt Stuttgart, der Stadt des Auslandsdeutschtums, zeigen. Dieser Gedanke verknüpft die Reihe mannigfaltigster Aufsätze zu einem Ganzen. Alfred Eisenmann läßt die Stadt Stuttgart mit ihren landschaftlichen und geistigen Reichtümern lebendig werden. Karl Götz, der Träger des Volksdeutschen Schrifttumspreises, zeigt die Verklammerung von Auslandschwabentum und schwäbischer Heimat und die Berufung Stuttgarts als Stadt des Auslandsdeutschtums auf. Es folgt eine Übersicht über das im Bau befindliche Ehrenmal der Deutschen Leistung im Ausland. Der Schwäbische Heimatdichter August Pämle zeichnet in einer Charakterskizze den Stuttgarter, Otto Lohr berichtet von bemerkenswerten Stuttgartern in Nordamerika. Der Leiter des Instituts, Richard Csaki, gibt in einem Aufsatz „Blickpunkt der Auslandsdeutschen“ die geistig-seelischen Grundlagen der Arbeit des Instituts, der folgende Aufsatz berichtet aus der praktischen Tätigkeit in der Pflege der Verbundenheit mit den Auslandsdeutschen. Aus dem 10 jährigen

Gästebuch des D. A. I. teilt Hermann Rüdiger bemerkenswerte Ausschnitte mit. Der Bibliothekar des Instituts, Heinz Kloss, kommt, von der Sammelarbeit der Bücherei ausgehend, auf die Abgrenzung des auslanddeutschen Schrifttums zu sprechen. Daran schließt sich organisch ein Bericht über die in Stuttgart befindliche Weltkriegsbücherei und ihre Bedeutung für die historisch-politische Auslandkunde von ihrem Direktor Willi Eilers. Es folgen schließlich wieder Berichte aus einzelnen Abteilungen und Einrichtungen des Instituts, so über Bild und Karte im D. A. I.; Gertrud Plebst erzählt aus ihrer praktischen Arbeit in der Frauenberatung, C. A. Drevitz spricht über die praktische Volkstumsarbeit, die im Deutschen Volksheim geleistet wird. Manfred Grisebach unterucht die Möglichkeiten der deutschen Überseewanderungen an Hand seiner reichen Erfahrungen. Reinhold Scholl bringt bemerkenswerte Beispiele aus der Arbeit der Hauptstelle für auslanddeutsche Sippenkunde. — Unter „Verschiedenes“ folgen kleinere Beiträge und Zusammenstellungen über mannigfache andere Beziehungen Stuttgarts und des D. A. I. zum Auslandsdeutschtum. Johannes Lichte gedenkt des 60. Geburtstages Ludwig Fincks.

Der restliche Teil des Heftes trägt das gewohnte Bild der Zeitschrift: die Sparten „Dem Gedenken der Toten“ mit einem Nachruf für Wilhelm Gustloff; „Länderberichte“ aus den einzelnen deutschen Siedlungsgebieten im Ausland; „Volksdeutsche Arbeit im Reich“ mit einer Zeitschriftenchau. Eine Zusammenstellung „Neue Bücher aus dem Reich“ für Auslandsdeutsche und die Bibliographie auslanddeutschen Schrifttums schließen das Heft, das in seiner Gesamtheit ein getreuer Spiegel der gesamt-völkischen Arbeit des Deutschen Auslands-Instituts ist. Hervorzuheben ist die reiche Ausstattung mit schönem Bildmaterial.

Reisepläne schmiedet mit Ihnen u. arbeitet kostenlos aus



Reisedienst, Breslau 5

Am Sonnenplatz • Fernruf Nr. 525 51



**Luise Mühlend
Loelmsdorf**

Seehöhe 375 m.
Fernspr.: 229

Ruhige Sommerische, bezaubernde
Landschaft, laden ein zum Besuch!